



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Mro. 9.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

September 1884.

Inhalt: Der Untergang der Huronen. — Die Gründung der Mission am Unter-Sambesi. — Der Apostel Neu-Granada's. — Nachrichten aus den Missionen: Annam; Ostafrika; Sudan; Aus verschiedenen Missionen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Arumugam, der standhafte indische Prinz.

Der Untergang der Huronen.

9. Flucht und Hungersnoth.

Nicht mehr aus dem Lande der Huronen schreibe ich an Ew. Hochwürden die Erzählung unserer Schicksale,“ also beginnt P. Ragueneau den folgenden Bericht an seinen Oberrn. „Die arme, aufblühende Kirche, welche wir im letzten Jahre mit Blut besprengt und von der Grausamkeit der Irokesen, dieser Feinde Gottes und des Glaubens, erdrückt sahen, hat seither noch Schwereres erdulden müssen. Die größere Hälfte unserer guten Neubekehrten sind mitten durch Feuer und Flammen den Fußstapfen ihrer Vorgänger gefolgt und weilen nun in ihrer Gesellschaft im Himmel. Eine schreckliche Hungersnoth, welche im ganzen Lande herrschte, hat das Werk der Zerstörung vollendet. Wir hatten zwar in diesem letzten Jahre mehr als 3000 Tausen; aber die Zahl der Todten ist viel größer als die Zahl derjenigen, welche den Untergang ihres Vaterlandes überlebten. Es war zum Äußersten gekommen, und wir sahen uns genöthigt, unsere unhaltbare Stellung aufzugeben, um wenigstens die letzten Trümmer zu retten. So haben wir am 16. Juni (1649) dieses Land der Verheißung verlassen, unser Paradies, in dem uns der Tod tausendmal lieber gewesen wäre, als uns das Leben anderswo sein wird. Aber man muß Gott folgen und seine Anordnungen lieben, so sehr sie auch unseren Wünschen, unseren heiligen Hoffnungen und der innigsten Liebe unseres Herzens entgegengesetzt sein mögen.“

Nach dieser schmerzvollen, aber gottergebenen Einleitung erzählt dann der Obere der verwüsteten Mission, wie das Alles

gekommen sei. Die Zerstörung von St. Louis und St. Ignaz mit den furchtbaren Schlächtereien und entsetzlichen Grausamkeiten, welche die Irokesen dabei verübten, hatten die Huronen mit Schrecken erfüllt. Schon am Morgen des blutigen Überfalles waren die meisten Flüchtlinge auf morscher Eisdecke quer über die Bucht des Huronensees in die Berge geflohen, welche der befreundete Stamm der sog. Tabaknation bewohnte. Sie wagten nicht mehr zurückzukehren, und ihrem Beispiele folgten binnen 14 Tagen die Bewohner von 15 Huronendörfern. Sie steckten ihre Wohnungen in Brand und flohen, die einen nordwärts, die anderen ostwärts durch den schmelzenden Schnee der öden Wälder; wieder Andere flüchteten auf Felsriffe und unwirthliche Inseln des Huronensees, oder baten die sogen. Neutralen am Eriesee und andere befreundete Stämme um gastliche Aufnahme. Das Vorjahr hatte nur eine geringe Ernte geliefert; die Felder, welche die Huronen nicht mehr zu bestellen wagten, ließen sie zurück, und so hestete sich die bittere Noth an die Fersen der Fliehenden. Umsonst hatten die Missionäre versucht, den Muth ihrer Heerde aufzurichten; der Eindruck des urplötzlichen Überfalles mitten im eigenen Lande war ein zu heftiger gewesen; ihre besten Krieger waren gefallen und sie wagten nicht mehr, den mit Feuerwaffen versehenen Feind gemeinsam aufzusuchen oder getrennt hinter den Pallisaden ihrer Dörfer zu erwarten. So sahen sich die Missionäre bald von ihrer Heerde verlassen. Das Fort Sainte Marie hatte damit seine Bedeutung verloren, und es wäre ebenso unnütz als tollkühn gewesen, in dem verödeten Huronenlande zurückzubleiben.

Was war zu thun? Nach eifrigem Gebete beschloßen die

Missionäre, zunächst apostolische Streifpartien, „fliegende Missionen“ nennt sie P. Ragueneau, auszusenden, um die flüchtigen Christen und Katechumenen aufzusuchen und womöglich zu neuen Gemeinden zu sammeln. Einige bestiegen also gebrechliche Rindenkähne und durchforschten mit ihnen die Ufer und die zahlreichen, oft 60, 80, 100 Stunden entfernten Inseln und Klippen des ungeheuern Huronensees¹; Andere durchstreiften Berg und Thal, das Wälderbüsch im Norden und Osten. „Wo wir auch wanderten,“ ruft P. Ragueneau aus, „Gott war unser Führer, unser Schutz, unsere Hoffnung, unser Alles: was hatten wir also zu fürchten?“ Aber es war nicht daran zu denken, die versprengten Schaaren wieder in die Nähe von Sainte Marie zurückzuführen, und so mußten sich die Missionäre, wenn auch mit blutendem Herzen, zum Scheiden entschließen. „Wir Alle mußten dieses traute Haus der Mutter Gottes verlassen, diese Gebäude, welche, so armselig sie auch waren, unsern Wilden doch als Prachtbauten erschienen; diese urbar gemachten Felder, welche uns eine reiche Ernte versprachen. Verlassen mußten wir diesen Ort, den ich unsere zweite Heimath nennen könnte, die Stätte unserer unschuldigen Freuden — war sie doch die Wiege unserer Christengemeinden, der Tempel unseres Gottes, das Haus der Diener Jesu Christi. Aus Furcht, unsere überaus gottlosen Feinde möchten diese Stätte der Heiligkeit entweihen und sich darin verschanzen, schleuderten wir mit eigenen Händen den Brand hinein und sahen in weniger als einer Stunde die Arbeit von neun bis zehn Jahren vor unseren Augen in Flammen aufgehen.“ So schreibt P. Ragueneau². Die Missionäre hatten beschlossen, die 120 Kilometer lange Insel Great Manitoulin im Norden des Huronensees zum Mittelpunkt ihrer neuen Mission zu machen. Sie hatten ihre Bodenbeschaffenheit untersucht und geeignet gefunden; überdies versprach der Fischfang reiche Ausbeute und ihre Lage schützte sie nicht nur gegen die Irokesen, sondern rückte sie auch den befreundeten Algonkinstämmen und der wichtigen Verbindungsstraße des Ottawa mit der französischen Kolonie näher. Die Missionäre gaben also dieser Insel den Namen Sainte Marie und waren schon im Begriffe, dahin zu schiffen, als zwölf Huronenhäuptlinge eintrafen und sie inständig baten, mit ihnen nach dem viel näher gelegenen Eilande Ahoen-doë zu ziehen, das an der Spitze der Landzunge liegt, welche die Nottawasaga- und Matchedach-Bucht trennt. Die Jesuiten nannten die Hauptinsel St. Joseph, heute trägt sie den Namen Christen- oder Barmherzigkeitsinsel; zwei kleinere, östlich von ihr gelegene, heißen Glaube und Hoffnung. Drei Stunden dauerte die Berathung; nach ihrer Sitte überreichten die Huronen Wampumgürtel als „die Stimme ihrer Frauen und Kinder“, und die Missionäre gaben ihren ersten Plan auf und folgten ihrer Herde nach der St. Josephs-Insel.

Am 14. Juni Abends zwischen 5 und 6 Uhr bestieg ein Theil der Missionäre ein kleines Rindencanoe. Die anderen folgten am 16. auf einem großen, 50—60 Fuß langen Floße aus Tannenstämmen, welche sie im Walde ge-

fällt und mit Stricken verbunden hatten. Mit diesem gebrechlichen Fahrzeuge vertrauten sie sich und alle ihre Schätze, die heiligen Gefäße und Meßgewänder, den Vorrath an Mais, Waffen und Schießbedarf, ihren Viehstand und ihr Geflügel, den trügerischen Wogen des großen Binnenmeeres an. Die ganze Nacht hindurch ruderten sie quer über die Bucht und schifften dann, dem westlichen Ufer folgend, voran, bis sie nach einigen Tagen glücklich die St. Josephs-Insel erreichten, wo sie von den schon dahin geflüchteten Huronen mit großem Jubel empfangen wurden. Die Missionäre hatten wohl Recht, Gott für seinen besonderen Schutz zu danken; denn wie hätte ihr Floß einem Sturme trotzen können? Und zudem machten wiederum Irokesenbanden das Ufer, dem sie entlang fuhren, unsicher, und mordeten einige christliche Nachzügler.

Die Insel war mit Urwald bestanden, dessen Riesentannen seit den Tagen der Schöpfung noch nie eine Menschenhand gefällt hatte. Jetzt erklang die Axt, der Forst wurde gerodet, und während die Einen dem Neubruch den Maisfamen anvertrauten, erbauten die Anderen unter Leitung der Missionäre unsern des südöstlichen Ufers ein neues Fort Sainte Marie, das sich leicht vertheidigen ließ und dessen Pallisaden gegen Feuer und Tomahawk gesichert waren. Die Huronen hatten mehr als 100 ihrer großen Rindenhäuser gebaut, von denen eines acht bis zehn Familien beherbergen konnte; im Ganzen zählten die Einwohner 680 Seelen. 40 Freiwillige, Franzosen, welche aus religiösen Beweggründen im Jahre vorher mit P. Bressani von Montreal heraufgekommen waren und sich ohne Lohn den Missionären zur Verfügung gestellt hatten, hielten Tag und Nacht Wache, daß nicht eine neue Uerrumpelung das Schicksal von St. Ignaz wiederhole, und als der Winter kam und die Eisbrücke, welche er vom Festlande zur Insel schlug, den Irokesen den Angriff erleichterte, verdoppelten die Missionäre und ihre Gefährten die Wachsamkeit.

Vor den Wilden konnten sie freilich ihre Heerde schützen, nicht aber vor einem andern ebenso grausamen und mörderischen Feinde — vor dem Hunger. Es war in der kurzen Zeit unmöglich gewesen, eine ausreichende Saat auch nur für die ersten Ansiedler zu bestellen. Als nun der Winter herannahte, kamen immer neue Schaaren versprengter Huronen, welche bis zum Schneefall sich in den Wäldern von Wurzeln und Kräutern und an Seen und Flüssen vom Fischfange kümmerlich genährt hatten, nach der Insel St. Joseph und schrieten um Brod. Die Missionäre thaten das Menschenmögliche, um den Hungertod von ihrer Heerde abzuwehren. Sie ließen in den Wäldern mehrere hundert Scheffel Eicheln sammeln, zerrieben sie, vermischten sie mit Mais und vertheilten über 800 Säcke an die Hungernden; sie schickten Leute mit allen ihren Tauschwaaren zu den Algonkinstämmen am nördlichen Ufer des Sees, um von ihnen möglichst viele geräucherte Fische einzukaufen; sie schlachteten ihr Vieh, ihr Geflügel: aber es waren der Hungernden zu viele und immer neue kamen an. Noch war der Winter nicht zur Hälfte vorbei, da ließ sich der Noth nicht mehr steuern. „Jetzt waren wir gezwungen,“ ruft P. Ragueneau aus, „diese verschmachtenden Gerippe zu sehen, welche sich elend hinschleppten und selbst den Unrath und ekelhaftesten Abfall gierig verschlangen.“ Ja es kam so weit, daß Mütter die Leichen ihrer Kinder antasteten, daß man die Leichname, welche die Missionäre schon zur Erde bestattet hatten, wieder herauscharrte, um sie zu verzehren. Dann brach eine

¹ Der Huronensee hat eine Oberfläche von 52 000 □ Kilometer. Die Georgian-Bai allein, welche im Nordwesten durch die Insel Great Manitoulin abgegrenzt wird und deren Ufer zunächst der Schauplatz der Missionsthätigkeit war, hat 270 Kilometer Länge und 115 Kilometer Breite.

² Relation 1650, ch. 1.

ansteckende Krankheit, wahrscheinlich der Hungertyphus, aus, und in allen Hütten lagen Kranke, Sterbende, Leichen. In allen Wohnungen, welche die Missionäre betraten, dasselbe Bild der äußersten Noth, überall Hunger und Seuche. Dieser entsetzliche Winter von 1649—1650 mordete, was dem Tomahawk der Irokesen entkommen war, und vernichtete die letzte Hoffnung der Huronenmission.

Es muß eine furchtbare Zeit für die Missionäre gewesen sein. Und doch gewährte ihnen Gott mitten im äußersten Elende seinen süßen Trost: die fromme Stimmung der Sterbenden und die Überzeugung, daß wenigstens ihre Seelen gerettet seien. „Ihr Herz war dem Glauben so zugänglich, daß wir jetzt mit einem einzigen Worte mehr ausrichteten, als sonst in jahrelangem Unterrichte. Die armen Verhungerten kamen von selbst und verlangten die Taufe; ihr Trost war die Hoffnung des Paradieses, dem sie sich so nahe fühlten wie dem Tode, welchen sie bereits in ihrem Busen trugen,“ sagt der Bericht von 1650, und dann führt er eine Reihe wahrhaft heroischer Beispiele an, welche zeigen, wie vollkommen Gnade und Glaube über die Stimme der Natur im Herzen dieser Wilden gesiegt hatte. Eine arme Mutter sah ihre vier kleinen Kinder der Reihe nach vor Hunger in ihren Armen sterben; dann brach auch sie zusammen und starb, und im Tode sagte sie die wahrhaft erhabenen Worte: „Ja, mein Gott, du bist der Herr über unser Leben; wir sterben, weil du es willst, und wie gut ist es, daß wir als Christen sterben! Ich wäre verdammt und meine Kinder mit mir, wenn wir nicht so elend sterben würden. Nun haben sie die heilige Taufe empfangen, und ich glaube fest, daß wir dereinst miteinander auferstehen werden, wie wir jetzt miteinander sterben.“ — Manche empfahlen im letzten Augenblicke noch ihre Seele vertrauensvoll Gott; Andere sagten zu ihren Kindern, sie sollten auf Gott vertrauen, der in alle Ewigkeit ihr Vater sein werde; wieder Andere beteten: „Mein Gott, ich habe nichts mehr auf dieser Erde und mein Herz kann sich an nichts mehr hängen; mit Freuden erwarte ich den Tod, den ich sonst fürchtete; hoffe ich ja, wie der Glaube mir versichert, um so glückseliger im Himmel zu werden, je elender ich nunmehr sterbe.“ Mehrere arme Huronen hatten im Tode an die Missionäre nur die eine Bitte, sie möchten doch Sorge tragen, daß der letzte Fezen, der ihre Blöße decke, ihnen nach dem Tode nicht entrisen und so die Schamhaftigkeit verletzt werde, welche sie seit ihrer Bekehrung ängstlich bewahrt hätten.

Da glauben wir gerne dem alten Berichte, daß bei solchen Scenen den Missionären Thränen der Rührung in die Augen traten, und finden es berechtigt, wenn P. Ragueneau auf diese armen Wilden die Worte der heiligen Schrift anwendet: *Eoee quomodo computati sunt inter filios Dei, et inter sanctos sors illorum est!* „Siehe, wie sie den Söhnen Gottes beigezählt werden und wie ihr Loos das Loos der Heiligen ist!“

10. P. Garnier's Tod.

Während die Missionäre auf der St. Josephs-Insel mit Hunger und Seuche rangen, hatten ihre Mitbrüder auf dem benachbarten Festlande neue blutige Kämpfe zu bestehen.

Noch waren die Missionen der sogen. Tabaknation, welche P. Garnier in Begleitung P. Sogue's mit unfäglicher Mühe und Todesverachtung im Winter von 1639—1640 gegründet hatte, von den Irokesen nicht angegriffen worden. In ihren Bergen auf der Landzunge zwischen der Nottawasaga- und

Matchebach-Bucht hielten sie sich auch für ziemlich sicher. Sie bewohnten daselbst neun Dörfer, denen die Missionäre folgende Namen gaben: St. Peter und Paul, St. Andreas, St. Jakob, St. Thomas, St. Johannes, St. Philipp, St. Bartholomäus, St. Matthias und St. Simon und Juda. Doch waren nur zwei dieser Dörfer ständige Missionsposten, St. Johannes Baptista und St. Matthias, in denen je zwei Missionäre wohnten, während die übrigen Dörfer als Filialen ab und zu besucht wurden. In St. Johannes Baptista weilten im Winter von 1649—1650 P. Karl Garnier, der erste Begründer und seither ständige Arbeiter dieses Weinberges, und P. Noël Chabanel; in St. Matthias waren die Patres Leonard Garreau und Adrian Grelon. St. Johann war durch seine Lage einem feindlichen Überfalle am meisten ausgesetzt.

Ende November 1649 erschienen auf der St. Josephs-Insel plötzlich zwei den Irokesen entsprungene Huronen und meldeten den Missionären, der Feind habe spät im Herbst mit großer Macht den Kriegspfad betreten und seine Schaaren schwärmten schon in den Huronenwäldern; ob sein Angriff dem neuen Inselfort oder den Städten der Tabaknation gelte, sei ungewiß. Sofort schickte P. Ragueneau Boten zu den Tabakindianern, um sie zu warnen; denn wer hätte mitten im Winter, da hoher Schnee in den Wäldern lag, einen Kriegszug der Irokesen erwartet? Zugleich sollten die Boten P. Chabanel den Befehl überbringen, nach Sainte Marie auf die Josephsinsel zu kommen, sei es, daß der Obere nur Einen Missionär in dem gefährdeten St. Johann lassen wollte, sei es, daß er dessen Hilfe unter den Kranken und Sterbenden der neuen Niederlassung dringend bedurfte. Während nun P. Ragueneau's Boten mit ihrer Warnung und ihrem Auftrage über die Eisdecke des Huronensees und durch die Schneemassen der Blauen Berge zu den Tabakindianern eilten, machten die Franzosen mit verdoppelter Wachsamkeit im Schneesturme und in eisig kalten Nächten die Runde auf den Wällen ihres Forts. Aber nicht nach der Insel, sondern nach den Bergen hatten sich die Irokesen gewandt.

P. Ragueneau's Boten kamen rechtzeitig an Ort und Stelle. Die Tabakindianer von St. Johann jubelten bei der Nachricht; tapfer, wie sie waren, und durch viele flüchtige Huronenkrieger verstärkt, dachten sie den Irokesen einen schlimmen Empfang zu bereiten. Sie griffen also zum Tomahawk, stimmten ihren Kriegsgefangen an und bestiegen die Pallisadenwälle. P. Chabanel machte sich inzwischen, so schwer es ihm auch sein mochte, gehorsam dem Befehle seines Obern, von einigen Huronen geleitet auf den Weg nach der St. Josephs-Insel; so blieb P. Garnier allein auf dem bedrohten Posten. Einige Tage hielten die Indianer fleißig Wache; als aber kein Irokese sich zeigen wollte, ging ihnen die Geduld aus, und sie beschloßen, den Feinden entgegenzuziehen, um dieselben auf ihrem Anmarsche unvermuthet zu überfallen. Unvorsichtig genug ließen sie aber nicht einmal eine Besatzung in St. Johann, und zogen so jubelnd mit Farben und Federn geschmückt am 5. December 1649 zum Kampfe aus.

Das war verhängnißvoll. Sie stießen weder an diesem noch am folgenden Tage auf den Feind, welcher behutsam einen weiten Bogen um St. Johann machte, um den Platz von der entgegengesetzten Seite anzugreifen. Unglücklicher Weise griffen die Irokesen auch noch einen Tabakindianer mit seinem Weibe auf, und um das Leben zu retten, verriethen ihnen diese, daß St. Johann von Vertheidigern gänzlich entblößt sei. Sofort

stürzten sich also die Schaaren im Sturmschritte auf das wehrlose Städtchen. Am 7. December zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags erscholl ihr rasendes Geheul urplötzlich vor den Pallisaden. Allgemeine Panik ergreift die Bewohner, sie denken nur an Flucht; allein auch diese gelingt nur Wenigen. Unter den Anderen, meist Greisen, Kranken, Weibern, Kindern, hält das Messer und die Streitart blutige Ernte. Und schon lodern die Rindenhütten des Städtchens, welches 5—600 Familien beherbergte, an allen Enden auf; denn der Feind, welcher die Rückkehr der Bewaffneten fürchtet, beschleunigt das Werk der Zerstörung. Nur wenige Gefangene wurden gemacht, von denen sie hofften, daß dieselben Eilmärsche durch den winterlichen Wald aushalten würden, der Nest grausam gemordet. Die Unholde schleuderten Sterbende, Verstümmelte, selbst un-

mündige Kinder in die lodernden Flammen. Dann zogen sie mit ihrer Beute hohnlachend ab, rasch wie sie gekommen. Die Brandstätte lohte zum nächtlichen Himmel auf und röthete weithin die schneebelasteten Wipfel der Tannen.

Als die Irokesen mordend und heulend in das Städtchen eindrangen, befand sich P. Garnier auf seinem gewöhnlichen Rundgange in den Indianerhütten, wo er die Kranken besuchte und die Neubekehrten unterrichtete. Auf das Geschrei der Irokesen eilte er in die Kapelle, um das höchwüthigste Gut in Sicherheit zu bringen. Dort fand er einige Christen, welche er zur Flucht ermahnte. „Nehmt euern Glauben mit für euer ganzes Leben,“ rief er ihnen zu, „und denket an Gott, auf daß der Tod euch nie unvorbereitet überrasche.“ Mit diesen Worten erteilte er ihnen seinen Segen und eilte dann den



Inseln des Huronensees.

Sterbenden zu Hilfe. Umsonst forderte man ihn auf, sich gleichfalls durch die Flucht zu retten. Er stürzte sich in die brennenden Hütten, um den Kindern und kranken Katechumenen die heilige Taufe zu spenden; er eilte durch die Straßen, um den Sterbenden die Lossprechung zu erteilen. Bei dieser heldenmüthigen Erfüllung seiner Priesterpflicht wurde ihm der Tod zu Theil. Ein Iroese drückte seine dreifach geladene Hakenbüchse auf ihn ab; eine Kugel drang ihm in die Brust, die zweite in den Unterleib, die dritte zerschmetterte den Schenkel. Betäubt stürzte er in den Schnee; der Iroese riß dem Schwarzrock die Soutane vom Leibe, ließ ihn in seinem Blute schwimmend liegen und stürmte weiter den Fliehenden nach. Nach einer Weile kehrte dem schwerverwundeten Priester die Besin-

nung zurück. Man sah ihn die Hände zum Gebete falten; dann hob er sein Haupt und blickte nach rechts und links; zehn oder zwölf Schritte von sich entfernt gewahrte er einen armen Sterbenden, und Liebe zu Gott und Seeleneifer, beide stärker als der Tod, flößten ihm sofort den Entschluß ein, dem sterbenden Wilden im letzten Kampfe beizustehen. So erhob er sich auf die Kniee, betete und versuchte mit großer Mühe, zu dem Schwerverwundeten hinzukriechen. Aber schon nach drei, vier Schritten brach er schmerzlich zusammen. Zum zweiten Male erhob er sich auf die Kniee und verfolgte mühsam kriechend seinen Weg; allein sein Leib, erschöpft durch den starken Verlust von Blut, welches in Strömen aus seinen Wunden floß, versagte seinem unerschütterlichen Muthe den

geheißten Dienst. Zum zweiten, zum dritten Male brach er zusammen, bevor er auch nur sechs Schritte zurückgelegt hatte. Was weiter geschah, wissen wir nicht. Das brave Indianerweib, welches bis dahin Augenzeugin dieses letzten Liebesaktes unseres Missionärs gewesen war, erhielt in diesem Momente von daherstürmenden Irokesen einen Arthieb auf den Kopf, der sie besinnungslos zu Boden streckte. Drei Monate später erlag sie den Folgen dieser Wunde, nachdem sie auf dem Todesbette noch einmal vor P. Ragueneau die Wahrheit ihres Berichtes bekräftigt hatte. Es ist wahrscheinlich, daß dieselben Irokesen, welche dieses Weib niederhieben, auch dem Missionär den Todesstreich versetzten. Außer den drei Schußwunden fand man wenigstens später an dem Leichname auch zwei Arthiebe, welche seine Schläfe zerschmettert hatten, so daß das Gehirn hervorgequollen war. Wie dem aber auch sei, so viel steht fest, daß P. Garnier den Weinberg, den er dem Herrn gepflanzt und zehn Jahre hindurch mit seinem Schweiße befruchtet hatte, im Tode auch mit seinem Blute getränkt hat.

P. Garreau und P. Grelon, die beiden Missionäre der benachbarten Mission von St. Matthias, erhielten noch während der folgenden Nacht durch zahlreiche athemlose und blutbedeckte Flüchtlinge Kunde von dem Überfalle von St. Johann und von dem muthmaßlichen Schicksale ihres Mitbruders. Natürlich erwartete man nun auch dort einen Angriff; aber beim Morgengrauen brachten Kundschafter die Nachricht von dem Abzuge des Feindes. Nun eilten die beiden Missionäre nach der Unglücksstätte, um zu retten und zu helfen, wo noch Rettung möglich wäre. Aber sie fanden die Stadt

eingesichert, die Gassen mit blutigen, übereinandergehäuftten Leichnamen gefüllt, auf welche die brennenden Trümmer der Wohnungen hingestürzt waren und sie halb verzehrt hatten. Nur wenige Schwerverwundete trafen sie noch, an denen sie geistliche oder leibliche Barmherzigkeit üben konnten. Endlich stießen sie mitten in der verwüsteten Ortschaft auf den Leichnam, den sie suchten; aber er war so von Wunden und Blut und rauchendem Schutte entstellt, daß sie ihn zuerst nicht wieder erkannten. Einige christliche Indianer entdeckten ihren Vater, der aus Liebe zu ihnen gestorben war, und zeigten die Leiche seinen Mitbrüdern.

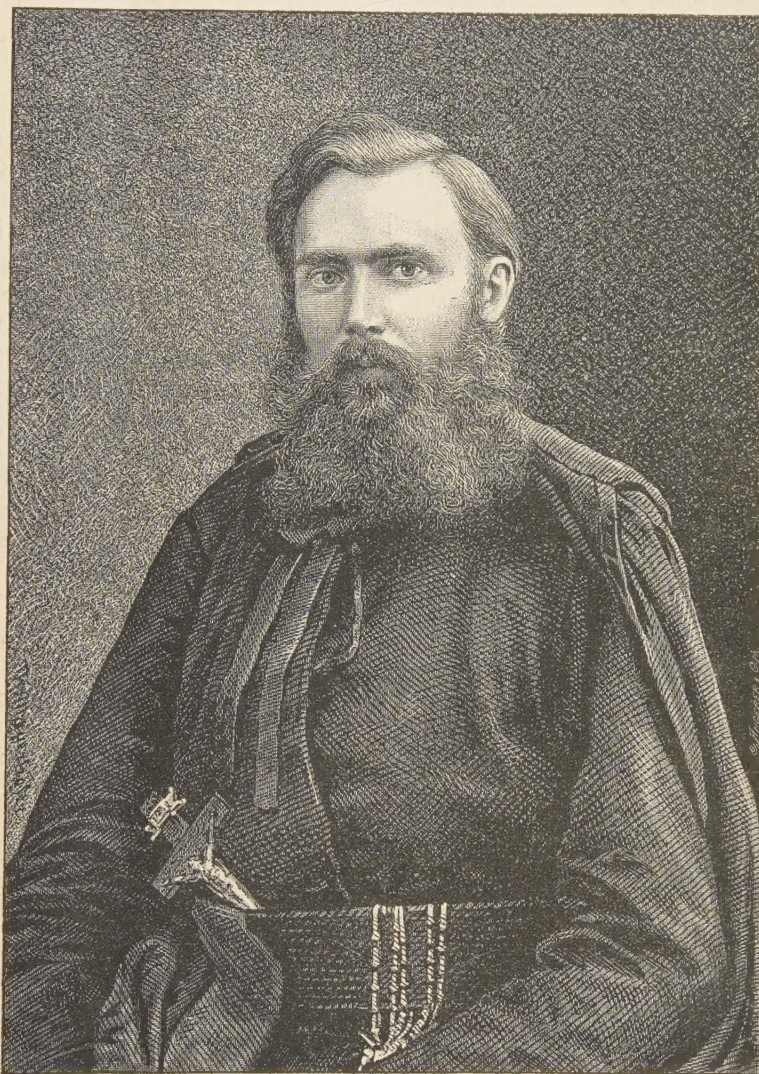
Nun gruben sie ihm ein Grab an der Stelle, wo vorher das von ihm gegründete Kirchlein gestanden.

Zwei Tage nach dem Brande von St. Johann kehrten die Krieger von ihrem tollkühnen und folgenschweren Zuge zurück, ahnend, welches Unheil über ihre Stadt hereingebrochen sei. Als sie nun die rauchenden Trümmer ihrer Hütten und die verstümmelten Leichen ihrer Weiber und Kinder erblickten, setzten sie sich nach Indianersitte stumm und regungslos wie Broncesäulen auf den Boden und verharrten, ohne daß ein Wort oder auch nur ein Seufzer über ihre Lippen gekommen wäre, einen halben Tag in dieser Stellung tiefster Trauer.

„Denn also trauern die Wilden,“ sagt P. Ragueneau, „wenigstens die Männer und Krieger; Thränen, Klagen und Jammern, meinen sie, gezieme sich nur für die Weiber.“

P. Karl Garnier war im Jahre 1605 zu Paris im Schooße einer reichen und angesehenen Familie geboren. „Ein Leben in Pracht und Freuden stand ihm offen; aber er wollte aus vollkommen freier Wahl als Verbannter inmitten der Mühsale und Schrecknisse der Huronenwildniß leben und sterben. Sein Leben und sein Tod sind seine beste Lobrede. Brébeuf war der Löwe und Garnier das Lamm der Huronenmission; aber das Lamm war so furchtlos wie der Löwe.“ Dieser Anerkennung, welche ein protestantischer Schriftsteller¹ unserem Missionäre zollt, fügen wir nur noch einige Züge aus seinem Leben bei, einige wenige Blätter aus dem schönen Kranze, den P. Ragueneau seinem Mitbruder auf das Grab niederlegte.

Als Knabe war Karl Garnier Zögling des großen Jesuitencollegs von Paris. Sein Vater gab ihm monatlich ein reiches Taschengeld, daß er sich an den Ferientagen, an welchen den Zöglingen Ausgänge erlaubt waren, nach Herzenslust vergnüge. Karl pflegte aber dasselbe nicht wie seine Gefährten zu verwenden, sondern eilte damit nach dem Gefängnisse des Petit-Châtelet und legte das ganze Monatsgeld in die Almosenbüchse für die armen Gefangenen. Einmal ging er mit einem seiner Brüder über den



P. Gabriel S. J., Missionär am Unter-Sambesi.

¹ Francis Parkman l. c. p. 349.

Pont-neuf und sah dort einen Tröbder ein schmutziges und gottloses Buch feil bieten; sofort kaufte und vernichtete er es. „Es möchte sonst vielleicht Jemand darin lesen,“ sagte er, „und Gott beleidigen; deshalb ist es besser, daß ich es kaufe und verbrenne.“ Ein anderes Mal besuchten seine Kameraden eine Schenke, um sich daselbst gütlich zu thun; da es ihm als einem Mitgliede der Marianischen Congregation nicht erlaubt war, solche Lokale zu betreten, blieb er wie ein Bedienter vor der Thüre stehen. „Solche Vorspiele,“ sagt P. Ragueneau, „ließen eine große Heiligkeit ahnen. Ich wundere mich durchaus nicht, daß sein Vater, als der Knabe Jesuit werden wollte, zu einem unserer Patres sagte: „Wenn ich Ihren Orden nicht so sehr liebte, würde ich Ihnen niemals einen Sohn überlassen, der seit seiner Geburt bis auf den heutigen Tag auch nicht ein einziges Mal sich den geringsten Ungehorsam gegen mich zu Schulden kommen ließ oder mein leisestes Mißfallen erregte.““ Karl trat im Jahre 1624 in die Gesellschaft Jesu ein und erwirkte im Jahre 1636 nach hartem Kampfe die Erlaubniß zur Abreise in die ersehnte Huronenmission. Die Obern hatten nämlich ihre Einwilligung von der Zustimmung seines Vaters abhängig gemacht, dem man als einem besonderen Wohltäter zu Dank verpflichtet war, und ein volles Jahr mußte der junge Ordensmann seinen Vater mit Bitten bestürmen, bis er endlich über dessen sehr verständlichen Widerstand siegte. Dann trat er seine weite Reise an mit dem süßen und zuversichtlichen Vorgefühle, daß ihm Gott die Gnade bestimmt habe, für den heiligen Glauben den Tod zu erleiden. Auf der Überfahrt nach Canada gelang seinem mildbreichen Eifer die Bekehrung eines Matrosen, der seit mehr als zehn Jahren nicht mehr gebeichtet hatte und dessen wildes und verbittertes Wesen ihn sich selbst unerträglich und zu einem Schrecken für die ganze Schiffsmannschaft machte. Im Lande der Huronen angekommen, weihte er sich mit Leib und Leben der mühseligen Missionsthätigkeit, wozu ihn die Gaben der Natur und Gnade gleichmäßig befähigten. In kurzer Zeit erlernte er die schwierige Huronensprache so vollkommen, daß die Wilden staunten, und verstand es, mit solcher Beredsamkeit zu ihnen zu sprechen, daß er Aller Herzen fortriß. Dazu kam sein ganz engelgleiches Wesen, sein liebreiches und doch ernstes Antlitz, welches der Spiegel seiner reinen, unentweiheten Seele war. Manche Huronen erklärten, sein bloßer Anblick habe ihre Bekehrung bewirkt und ihnen Liebe zur Keuschheit eingeflößt.

P. Garnier wurde schon im Noviziate seinen Mitbrüdern als ein Vorbild der Bescheidenheit und des eifrigsten Tugendlebens vorgestellt. Er ist es in immer vollkommenerem Grade geblieben bis zu seinem Tode. P. Garreau, einer seiner Mitarbeiter in der Mission, schrieb, aufgefordert, sein Zeugniß über die Tugend des Ermordeten abzugeben: „Im Allgemeinen kann ich sagen, daß ich keine Tugend kenne, die ihm gemangelt hätte, sondern daß er jede Tugend und zwar in einem hohen Grade besaß. Während der vier Jahre, die ich mit ihm zusammenlebte, sah ich ihn niemals gegen irgend eine Tugend fehlen. Er suchte aufrichtig Gott in seinen Arbeiten und nicht sich selbst.“ Und dann werden voll Bewunderung alle einzelnen Tugenden aufgezählt, namentlich seine Frömmigkeit, sein

Seeleneifer, seine Demuth und Unschuld. P. Ragueneau gibt dem Todten u. A. das folgende Zeugniß: „Was mich angeht, der ich ihn seit zwölf Jahren kenne und dem er sein ganzes Herz wie Gott selbst erschloß, so kann ich in Wahrheit sagen, daß ich nicht glaube, es finde sich, die Zeit des Schlafes abgerechnet, auch nur eine Stunde, in welcher ihn nicht die glühendste Sehnsucht nach Vollkommenheit beseelte und in welcher er sich nicht bestrebte, auf dem Wege Gottes voranzuschreiten und Andere in dem gleichen Fortschritte zu unterstützen. Sonst berührte nichts sein Herz, weder Eltern noch Freunde, weder Ruhe noch Trost, weder Qual noch Strapazen. Sein Alles war in Gott, und außer Gott war ihm Alles nichts.“

Garniers Liebe umfaßte zwar alle Indianer, aber ganz besonders galt sie den Kranken und unter diesen wiederum den von einer ansteckenden Seuche Befallenen oder an irgend einer recht ekelhaften Wunde Leidenden. Einen armen Indianer, der mit so übelriechenden Geschwüren behaftet war, daß seine eigenen Eltern ihn nicht ertragen konnten, pflegte und verband er mit der hingebendsten Liebe. Er sah zwar ein, daß dieselben unheilbar seien. „Je sicherer sie aber tödtlich sind,“ so pflegte er zu sagen, „desto mehr drängt es mich, die armen Leute zu verpflegen und bis zur Pforte des Paradieses zu führen, damit sie nicht etwa zu einer Zeit, welche die gefährvollste des Lebens ist, in eine Sünde fallen.“

Ganz bezeichnend für sein reines Herz hatte er eine zarte Andacht zu den heiligen Engeln, namentlich aber zur unbefleckt empfangenen Jungfrau. Den heiligen Engeln pflegte er sich in allen Anliegen, namentlich beim Krankenbesuche zu empfehlen, und mehr als einmal empfand er die Kraft ihrer Fürsprache. Indianer, denen er im Todeskampfe beistand, bezeugten, daß sie an seiner Seite einen Jüngling von himmlischer Schönheit und Ehrfurcht gebietender Würde erblickten, der sie ermunterte, den Zusprüchen des Missionärs Folge zu leisten. Die guten Leute wußten nicht, was sie sagen sollten, und fragten, wer denn dieser Begleiter sei, welcher ihr Herz also entflamme? „Sie wußten nicht,“ sagt P. Ragueneau, „daß die Engel bei der Bekehrung der Sünder mehr thun, als wir, obschon ihre Thätigkeit gewöhnlich eine unsichtbare ist.“ Was endlich die Andacht P. Garnier's zur seligsten Jungfrau angeht, hebt derselbe Zeuge hervor, daß er sich von Kindheit an in einer wahrhaft kindlichen Liebe zu seiner himmlischen Mutter auszeichnete. Daß er ein eifriges Mitglied der Marianischen Congregation war, wurde bereits erwähnt. „In ihren Armen,“ pflegte er zu sagen, „hat sie mich während meiner ganzen Jugendzeit getragen und mich in die Gesellschaft ihres Sohnes geführt.“ Aus Liebe und Dankbarkeit zur seligsten Jungfrau hatte er sich durch ein Gelübde verpflichtet, bis zum Tode ihre unbefleckte Empfängniß zu vertheidigen. Er starb am Vorabende dieses erhabenen Festes, erst 44 Jahre alt, eines glorreichen Todes, der die würdige Krone eines Lebens voll Unschuld bildete, und wir dürfen wohl nicht daran zweifeln, daß ihn die seligste Jungfrau zur Feier ihres Ehrenfestes und zum Lohne für seine Treue mit der Marterpalme geschmückt ihrem göttlichen Sohne zuführte.

(Schluß folgt.)

Die Gründung der Mission am Unter-Sambesi.

4. Mopea. Die ersten Opfer und Früchte.

Am 7. Mai (1881) hatten die Missionäre nach fast zehntägiger Flußfahrt den Ort der ersten Niederlassung, Mopea, erreicht. P. Gabriel beschreibt ihn und seine Bewohner also:

„Mopea ist ein kleiner Flecken an dem etwas erhöhten Ufer des Kanals von Quilimane, der hier den Namen Krokwe oder, wie die Neger es aussprechen, 'Quaqua' führt. Ein ungefähr 20 Minuten langer Weg, an dessen einer Seite die hüttenartigen Wohnungen der Europäer liegen, das ist der ganze Ort. Rings umher sind zahlreiche, gutbevölkerte Negerdörfer. Es ist noch ein ziemlich unbedeutender Ort, verspricht aber mit der Zeit wichtig zu werden, einmal weil eine so starke Negerbevölkerung rings umher wohnt, dann aber, weil hier gewöhnlich der Endpunkt der Schifffahrt auf dem Kanale von Quilimane ist. Sowohl der Kahn als die Waaren, welche in das Innere geführt werden sollen, müssen ausgeladen und über's Land ungefähr eine Stunde weit bis in den Sambesi transportirt werden.

Die Missionsthätigkeit beschränkt sich auch hier vorläufig nur auf die Arbeit in der Schule. Ein kleines Kirchlein, auf dem das Zeichen der Erlösung glänzt, bildet den Lichtpunkt der ganzen Station. Täglich ruft das Glöcklein die armen Schwarzen zur Kapelle, um dem Herrn der Heerschaaren das Lob zu verkünden, das aus allen Weltgegenden vom Aufgang bis zum Niedergang erschallen soll. Die Kapelle ist arm, ärmer noch das Lehrhäuschen der Missionäre. Die Neger sind ein leichtsinniges, gutmüthiges Volk. Die Sklaverei, welche besonders schwer lastete, sowie das böse Beispiel der Portugiesen haben sie ungeheuer demoralisirt. Ihre Bedürfnisse sind äußerst gering. Ein wenig Sorghum oder Bohnen, manchmal einige süße Bataten mit Kürbis und Erdmandeln sind zweimal am Tage ihr Mahl. Das Geschäft der Frauen ist es, das Sorghum täglich zwischen zwei Steinen zu zerreiben; dann wird es gekocht und meistens ohne Salz und Schmalz verzehrt. Arbeit ist gerade nicht die Leidenschaft der Neger. Am Tage pflegen die Männer zu schlafen; ist aber einmal die Nacht angebrochen, so sind sie unermüdlich im Tanzen und Singen. Ihre Festfreude erhöhen sie durch den Genuß des Pombe oder Butschuala, eine Art Bier, das aus Sorghum bereitet wird. Trotzdem, daß sie diesem etwas berausenden Getränke in ziemlichem Maße zusprechen, geschieht es selten, daß es zu Schlägereien kommt. Nur einmal brachte man einen Neger, dem ein anderer bei solcher Gelegenheit eine tiefe Wunde am Hinterkopfe beigebracht hatte, zum Missionär, der beim Zunähen derselben die Bemerkung zu machen Gelegenheit hatte, daß die Haut außerordentlich dick war. Dieses ist nicht zu verwundern, denn die Neger sind von klein auf gewöhnt, ihren Kopf der fürchterlichen Sonne auszusetzen, so daß sie nothwendig etwas dickhäutig werden müssen. Kaum zwei Tage nach der Geburt bindet die arme Mutter das kleine Kind mit gespreizten Beinen in einem Tuche über ihren Rücken und geht ruhig wieder ihren Geschäften nach, sei es an den Fluß, um Wasser zu holen, oder in's Feld, um zu arbeiten.“

Das also war das mühsame Arbeitsfeld der Missionäre. An Abtödtung jeder Art konnte es natürlich, namentlich für den Anfang, nicht fehlen. Die Hitze, die ungewohnte Kost, an

welche sie sich nur langsam gewöhnen konnten, die fremde Sprache, Alles trug dazu bei, ihnen ein recht empfindliches Kreuz auf die Schultern zu legen. Und bald machte sich auch das mörderische Klima geltend. Schon am 17. Mai schrieb P. Heep in sein Tagebuch: „Ein hartnäckiges Unterleibs- oder vielmehr Leberleiden hat mich sechs Tage an's Krankenbett gefesselt; zu gleicher Zeit stellte sich Fieber ein. . . Ich fühlte mich so schwach und elend wie ein kleines Kind.“ Dann schrieb er zwei Tage später die letzte Seite seines Tagebuches; sie lautet:

„19. Mai. Mein Fieber hat mich nicht verlassen bis gestern. Von furchtbarer Hitze getrieben gehe ich hinab zum Kanal, um im kühlenen Wasser etwas Erfrischung zu suchen. Aber da war solch eine Hitze, daß ich kaum athmen konnte. Einige fruchtlose Anstrengungen, und ich sehe, das Beste ist Rückzug. Aber wie? Ich bin bis zum Tode ermüdet, hier ist kein Bleiben möglich, das Ufer hoch und steil. Wie ein Verzweifelter arbeite ich mich hinauf; aber das war auch das Äußerste. Ohnmächtig falle ich in's hohe Gras. — Wie lange dieser Zustand gedauert, weiß ich nicht. Als ich zu mir kam, fühlte ich mich sehr gestärkt. Eine Palme hatte ihren Wipfel wie einen Riesenschirm zwischen mich und die Sonne gestellt; die trockene innere Hitze hatte einem reichlichen Schweiß Platz gemacht. So gestärkt konnte ich 10 Schritte weiter gehen. Neue Kraft. — P. Gabriel fand mich gegen Abend an einer solchen Ruhestelle. Er weinte, denn er glaubte, ich sei in einem Anfall von Fieberwahn in's Wasser gestürzt. P. Dejour und Br. Dowling haben auch Fieber.“

Das sind die letzten Aufzeichnungen P. Heeps; auch sie wurden offenbar im Fieber niedergeschrieben, wie die kaum zusammenhängenden Worte beweisen. In halb bewußtlosem Zustande hatte er also in einem Flußbade Erfrischung gesucht, wäre bei seiner Todesschwäche beinahe ertrunken, war dann ohnmächtig zusammengebrochen, während der einzige Mitbruder, der nicht ebenfalls am Fieber niederlag, ihn mit Thränen und in der höchsten Seelenangst suchte. Welch ein Bild der traurigen Lage, in welcher sich unsere Missionäre kaum zwei Wochen nach ihrer Ankunft in Mopea befanden, entwerfen uns diese wenigen Zeilen!

P. Heep erholte sich nicht mehr. Er starb am 30. Juni 1881. Unter dem 3. Juli berichtete P. Gabriel diese Trauerkunde in dem folgenden Briefe an den hochw. P. Provinzial von Oesterreich:

„P. Dejour, mein Oberer, trägt mir auf, Ew. Hochwürden die traurige Mittheilung von dem Tode unseres guten Mitbruders P. Heep zu machen, der leider am 30. Juni Mittags 11 Uhr 26 M. dahingeshieden ist. Schon die ganze Seereise, die ich theilweise mit P. Heep zusammen machte, war für ihn ein wahres Martyrium. Bald nach unserer Ankunft in Mopea, einem kleinen Flecken am Quaquafluß, ganz in der Nähe des Sambesi, wurden wir alle krank. Die Nahrung sowohl als auch die Lebensweise und das Klima mag dazu beigetragen haben. P. Heep schleppte sich noch einige Zeit hin; bald lag er zu Bette, bald ging es etwas besser. Sein Magen war so elend, daß er mehrere Wochen außer etwas Suppe keine Speisen ertragen konnte. Bei der Ankunft des portugiesischen Paters erholte er sich ein wenig; die Freude über die Briefe aus Europa schenkte ihm neue Kraft zu geben. Leider war die Besserung nur scheinbar. Am Feste des heiligsten Herzens Jesu erneuerte er seine heiligen Gelübde; dann warf ihn die Krankheit wieder auf das Schmerzenslager. Mit unsäglich Mühe, wie er mir selbst gestand, schleppte er sich an den beiden folgenden Tagen noch an den Altar

und las die heilige Messe. Dann aber versiel er in ein so heftiges Fieber, daß er die Besinnung verlor und dieselbe nicht mehr erhielt, bis ihn der liebe Gott am 30. Juni zu sich rief. R. I. P.

Der liebe Gott hat gewiß sein großherziges Opfer angenommen, und er wird im Himmel durch sein Gebet erhalten, was er auf Erden durch seine Arbeit nicht erreichen konnte. Es ist nicht notwendig, daß ich etwas zum Lobe des Verstorbenen beifüge. Er war ein bescheidener, eifriger Ordensmann; vor Allem leuchtete seine Liebe in hellem Glanze.“

P. Ferdinand Heep war am 10. Januar 1845 zu Hadamar in Nassau geboren. Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien besuchte er während eines Semesters die Universität zu Würzburg. Zu Ostern 1866 aber war er in das theologische Convikt vom hl. Nicolaus zu Innsbruck eingetreten und studierte vorab ein Jahr Philosophie, hierauf begann er das erste Jahr der theologischen Studien. In diesem Jahr kam der Entschluß, in die Gesellschaft Jesu einzutreten, zur Reife, und zwar auf einer Wallfahrt zum Gnadenbilde von Maria-Einsiedeln. Am 26. September 1867 war er zu St. Andrä in Kärnten in das Noviziat der Gesellschaft Jesu, in welcher er sich fortan glücklich fühlte und welche er durch seinen opfermuthigen Tod ziert, nach ernster Prüfung eingetreten. Während des ersten Jahres seines Noviziates

wurde er vom apostolischen Nuntius in Wien zum Subdiakon geweiht. Nach Ablauf der zwei Probejahre schickten ihn die Obern nach Preßburg für ein dreijähriges Studium der Philosophie. Hierin zeichnete er sich durch nicht geringe Schärfe, große Klarheit und glückliche Mittheilungsgabe aus. Der Schüler der Philosophen sollte nun Lehrer der Knaben werden. Wir finden ihn im Herbst des Jahres 1872 als Lehrer der ersten Gymnasialklasse im Convikte zu Kalksburg. Die einmal übernommene Klasse führte er durch das ganze Untergymnasium. Als Lehrer war er kurz und klar in seinem

Vortrage; in den Anforderungen, welche er an die Schüler stellte, zwar streng, aber keineswegs übertrieben. Nicht weniger als für die Bildung des Verstandes war der junge Lehrer auch besorgt für die Veredelung des Herzens. Ruhe und Überlegung ließen ihn bei der Behandlung seiner Zöglinge immer das Entsprechendste finden, und eine beständige Gleichheit gegen Alle verschaffte ihm ebenso Auktorität, wie sie ihm Liebe und Zuneigung gewann. In freien Stunden beschäftigte ihn mit Vorliebe das Studium der Summa des hl. Thomas. Endlich nach vier, für ihn sehr langen Jahren durfte er das

Studium der Theologie an der Universität zu Innsbruck wieder aufnehmen. Während dieser Zeit besiel ihn eine so heftige Lungenentzündung, daß man sein Aufkommen kaum mehr hoffen konnte; allein Gott hatte ihn für größere Opfer auserkoren. P. Heeps Zustand besserte sich fast wunderbar schnell nach dem Empfange der letzten Ölung. Am Ende des dritten Jahres seines Theologie-Studiums erhielt er die heilige Priesterweihe — am 27. Juli — und feierte sein erstes heiliges Messopfer am 31. Juli 1879. In diese Zeit, unmittelbar nach der Priesterweihe, fällt das Eintreffen einer sehnlichst verlangten Erlaubniß, welche ihm der hochw. P. General ertheilte — P. Heep war als Sambesi-Missionär bestätigt. Von jeher zielten P. Heeps Gedanken und Wünsche



Drei Ungeheuer des Sambesi.

nach der Mission, und zwar nach der Mission von Süd-Australien. Allein Australien war nach Gottes Willen nicht das Feld seiner Mühen und Leiden. Dieß zeigte sich zunächst darin, daß die Obern ihm für die australische Mission die Erlaubniß nicht ertheilen wollten, sondern ihn in Aussicht nahmen für eine Thätigkeit, für welche seine bisherigen Studien ihn vorzüglich geeignet gemacht hatten. Als er aber in der Folge von dem großartigen Unternehmen einer Mission am Sambesi Nachricht erhielt, da dauerte es nicht lange, daß P. Heep sich unmittelbar an den P. General mit der Bitte wandte, auch ihn in

diese Mission zu schicken. Und so ward denn sein Verlangen erfüllt und die Erlaubniß ihm erteilt. Bald nahm er Abschied von seiner Ordensprovinz, in welcher Alle, die ihn kannten, ihn als eifrigen Ordensmann ehrten und liebten. Er wurde zunächst nach England in das St. Beuno's Colleg geschickt, um dort sein viertes Jahr Theologie zu studiren, die englische Sprache besser zu erlernen und theilweise das in der Gesellschaft übliche dritte Probejahr zu machen.

Nach dem Beispiele eines hl. Franz von Xavier glaubte er, es sich nicht verstaten zu dürfen, seinen leiblichen Angehörigen in der Heimath persönlich ein letztes Lebewohl zu sagen, sondern reiste geraden Weges nach seinem vorläufigen Bestimmungs-ort. Nach einem Aufenthalte von etwa anderthalb Jahren ging er in die Mission am Sambesi ab. Raum am Orte sei-

ner Sehnsucht angekommen, erlag der seeleneifrige Missionär nicht den Mühen und Arbeiten der Mission, oder den Marterqualen seitens der Wilden, sondern der Heftigkeit des Sambesi-Fiebers.

P. Heep sollte leider nicht das einzige Opfer sein, welches die Station Mopea schon im ersten Jahre ihres Bestehens forderte. Bereits am 27. October 1881 folgte ihm Br. Dowling zur ewigen Krone. In der Kraft und Blüthe der Jahre, erst 35 Jahre alt, raffte ihn das mörderische Sambesi-Fieber hinweg. P. Dejour nennt ihn ausdrücklich „den stärksten von allen Missionären“, welche an den Unter-Sambesi gekommen waren. Und in welcher überaus traurigen Lage befanden sich nach dem ersten halben Jahre ihrer Thätigkeit alle übrigen Mitglieder der Mission! „Vor einigen Tagen,“ schreibt P. De-



Der Leopard im Hause Pit Jakobs.

jour am 20. November 1881, „glaubte ich, P. Gabriel sterbe; er ist zu einem Gerippe abgezehrt. Dann stahlen uns die Neger während der Nacht einen bedeutenden Theil unserer Tauschwaaren und Mundvorräthe. . . Br. Ferreira hat in Folge des Fiebers den Gebrauch seiner Beine, P. Antunez das Augenlicht und die Klarheit seines Verstandes verloren. Sie mußten deßhalb die Station Lete verlassen. . . Wir sind nur drei Priester. Wie kann ich da seinen Verlust ersetzen, ihn, der allein portugiesisch, die Landessprache, geläufig spricht und der mit den Sitten und Gebräuchen der Europäer in diesem Theile Afrika's vertraut ist.“ Von sich selbst muß P. Dejour in demselben Briefe bekennen: „Gallen- und Sumpffieber haben mich furchtbar mitgenommen. Während 14 Tagen habe ich fast nichts genossen als Chinin und Wasser, letzteres in ungeheurer

Menge, und doch sterbe ich buchstäblich vor Durst, während ich das Wasser vor meinen Augen habe.“

Es hatte den Anschein, das Missionsunternehmen sei vollständig gescheitert. P. Antunez mußte zeitweilig nach Mozambique, um in einem andern Klima seine Genesung zu suchen. Die Geistesstörung und die fast völlige Erblindung waren offenbar Folgen des starken und lange fortgesetzten Gebrauchs von Chinin; auch bei P. Gabriel stellte sich zeitweilig ein ähnlicher Zustand geistiger Erschlaffung ein. Doch ließ der wackere P. Dejour den Muth nicht sinken, und bald belohnten einige Sonnenblicke seine Ausdauer.

Das Fest des hl. Franziskus Xaverius wurde in dem Kirchlein von Mopea, dessen Patron er ist, mit einem Glanze gefeiert, den man seit vielen Jahren an den Ufern des Sambesi

nicht mehr gesehen hatte. Trotz beständiger Leiden hatten die Missionäre ein Duzend Erwachsener zur Taufe vorbereitet, und welche Mühe auf den Unterricht verwendet werden mußte, mag man dem folgenden Zuge entnehmen, welchen P. Dejour als ein Beispiel der religiösen Kenntnisse der Eingebornen mittheilt. Der Missionär fragte einen jungen Menschen von 20 Jahren, ob es mehr als einen Gott gäbe. „Nein,“ antwortete er richtig, „es gibt nur einen Gott.“ Als er aber gefragt wurde, ob dieser Gott sehr mächtig, ob er z. B. so mächtig sei wie der Bürgermeister von Mopea, sagte er: „Nun, so mächtig wird er wohl nicht sein.“ — Auch Weihnachten wurde mit großer Feierlichkeit begangen, obschon P. Dejour wie alle übrigen keinen Tag vom Fieber frei war.

Noch mehr Gewicht als auf die Feier der Feste, welche die Erwachsenen für Christum gewinnen sollten, wurde auf die Schule und die Erziehung der Kinder gelegt. Schon am 15. Juni 1882 konnte P. Dejour schreiben: „Unsere kleinen Kinder in der Schule von Mopea machen mir viel Freude. Es sind 25, von denen nur drei getauft sind; sie hätten schon alle die Taufe empfangen, wenn ich nur ihre und meine Herzenswünsche zu Rath zöge; allein ich glaube, es ist besser, zuwarten, bis sie den Katechismus gut wissen. Dann wollen wir ein schönes und herzergreifendes Fest begehen. Für den Tag der Himmelfahrt unserer liebevollen und glorreichen Mutter habe ich bereits zwei kostbare Perlen in Aussicht genommen: den kleinen Joao (Johann) und Gabriel, seinen Gefährten in Leid und Freud. Den letztern möchte ganz Mopea und Quilimane an Kindesstatt annehmen, und man streitet sich förmlich um ihn. Ich werde ihn wohl selbst behalten; denn er ist an Leib und Seele gesund, fromm, talentvoll und verspricht unter guter Leitung ein ausgezeichnete Christ, vielleicht selbst ein Missionär zu werden.“

Abgesehen vom Fieber und von der tropischen Hitze hatten die Missionäre auch seitens der Thierwelt manches Ungemach zu ertragen. „Wenn man von den Drangsalen redet, welche einen Europäer in Afrika erwarten, pflegt man mit Recht nicht an letzter Stelle die Termiten und Natten zu nennen,“ schreibt P. Dejour in einem andern Briefe. „Sie haben uns einen Lederkoffer, Kleider, Kirchenornamente und Mundvorrath im Werthe von 400 Mark zerstört. Löwen, Leoparden, Hyänen und scheußliche Reptilien schleichen jede Nacht um die Wohnungen, da und dort schweren Schaden stiftend, so daß Jemand im Hause vom Einbruche der Dämmerung bis zum Morgengrauen zu wachen gezwungen ist und wohl auf Thür und Fenster achtgeben muß. Dieses Jahr sind ihnen in Mopea 3 Reger, 4 Ochsen, eine bedeutende Zahl Schafe, Ziegen und Geflügel zum Opfer gefallen. Nahe meiner Hütte und in jedem Kaffernweiler trommeln und schreien zwei Reger von Abends 8 Uhr bis Morgens 4 Uhr. Jede Nacht höre ich auch das Zischen großer Schlangen und das heisere Gebell der Hyänen. In unserm Hofe tödteten die Knechte eine Pantherkatze und 12 gewaltige Schlangen; zwei dieser Thiere erschlug ich eigenhändig in der Hütte selbst. Auch machten wir, leider ohne Erfolg, Jagd auf einen Leoparden¹, der eine unserer Ziegen zerriß;

mit einem Sake war er über die hohe Hecke fort. Alles das ist nicht sonderlich angenehm; aber mit einiger Vorsicht kann man sich ruhig schlafen legen oder reisen. Ich könnte auch von der wirklich unglaublichen Zahl der Flußpferde, Krokodile und Elephanten reden, welche man hier trifft; allein diese Thiere finden sich nur am Flußufer und greifen nicht an. . . In Afrika hat der Mensch mit einem viel grausamern Feinde zu ringen, als alle diese wilden Thiere sind, und dieser Feind ist — das Fieber.“

Und wie grausam dieser Feind unter der Schaar der ersten Missionäre aufräumte, haben wir gesehen. Inzwischen kam aber aus Europa die so nothwendige und sehnlichst erwartete Hilfe; denn die Nachricht vom Tode des P. Deep und Br. Dowling und von der Erkrankung aller übrigen Missionäre hatte ihre Mitbrüder keineswegs vor dem Entschlusse zurückgeschreckt, die Gefahren desselben mörderischen Klimas zu theilen und mit Aufopferung des Lebens dem Heilande Seelen zuzuführen. Die Ordensprovinz von Lyon sandte einige ihrer opferwilligen Söhne. Mitte April reiste zunächst P. Moulinard mit Br. Nieder ab und erreichte über Suez, Aden und Sansibar die Mündung von Quilimane am 1. Juni 1882. „Am Hafen näherte sich uns ein Priester,“ schrieb Br. Nieder. „Nur mit Mühe erkannten wir in ihm den P. Dejour wieder; so bleich, so abgezehrt, so hinfällig war er geworden. Er war nur noch der Schatten seiner frühern Erscheinung. Der arme Pater, wie freute er sich über unsere Ankunft!“ — Einige Wochen später, am 14. Juli, trafen P. Biérin und Br. Gobert (letzterer aus der belgischen Ordensprovinz) ein, und am 25. October landete P. Courtois in Quilimane. (Schluß folgt.)

mehrere Bewohner plaudernd beisammen, während in der anstoßenden Kammer Frau Jakobs sich mit den Kindern schon zur Ruhe gelegt hatte. Die untere Hälfte der Thüre war geschlossen, die obere stand offen und die Hausthür hatte sich in die Öffnung gesetzt. Diese gewahrte ein auf Beute heranschleichender Leopard und wollte sie sich im Sprunge holen. Allein das Kästchen bemerkte rechtzeitig den anspringenden Feind und entwich; das Raubthier aber schnellte, sein Ziel verfehrend, in die Hütte, wo der plötzliche Besuch gellendes Angstgeschrei verursachte. Aber auch der Leopard war angefaßt so vieler Menschen nicht wenig erschrocken und flüchtete sich mit einem Sake in die dunkle Kammer, in welcher Frau Jakobs mit den beiden Kindern lag. Auffahrend sah die Mutter ein großes Thier sich unter ihr Lager verbergen, ergriff das neben ihr schlummernde kleine Mädchen und sprang in die Stube. Wie erschraf die gute Frau, als man ihr sagte, es sei ein Leopard, und als sie sich erinnerte, daß ihr kleiner Knabe bei dem Raubthiere in der Kammer geblieben sei! Der Vater beschloß, das Kind womöglich zu retten, und Alle wollten ihm muthig beistehen. Da die geladene Büchse des Jägers in der Kammer hing, waren ein langes Messer und die Affegai eines Regers die einzigen Waffen, welche man hatte. Mit hochgehaltener Laterne brang man in die Kammer. Als der erste Lichtstrahl das Raubthier traf, fauchte es und sprang auf die Bettstelle neben den Knaben, der unter dem Schutze seines Engels ruhig weiterschlieft. Entsetzt ob dieser neuen Gefahr schrien die Weiber und stemmten sich so auf den Mann, der eben mit dem Spieße zum Stöße ausholte, daß in dem Augenblicke, da das Eisen das Raubthier verwundete, die ganze Gruppe unter der Thüre zu Boden stürzte. Dieser Unfall war ihnen zum Heile; denn im selben Augenblicke sprang der Leopard über ihre Köpfe und suchte das Weite, und so endete das Abenteuer, das leicht einen sehr blutigen Ausgang hätte nehmen können, in einer nicht wenig komischen Weise. (Vgl. die Abbildung S. 189.)

¹ Der Leopard kommt in Südafrika sehr häufig vor. Dr. Holub erzählt (Sieben Jahre in Südafrika, II. S. 439 ff.) einen Vorfall, welcher sich in Tati im Jahre 1876 zutrug. In dem Häuschen des Jägers Pit Jakobs saßen eines Abends bei Einbruch der Dunkelheit

Der Apostel Neu-Granada's.

5. Arbeiten in Tubera, Cipacoa, Paluato und S. Marta.

Tubera scheint der erste Missionsposten zu sein, an welchem der hl. Ludwig Bertrand längere Zeit ständig arbeitete, doch war er nicht der erste Missionär dieses Ortes; denn er fand daselbst schon ein kleines Kirchlein aus rohgefügtten Baumstämmen mit einem Dache von Palmblättern und daneben eine ärmliche Hütte, die Wohnung seines Vorgängers in der Seelsorge der armen Wilden, welche zum weitaus größten Theile noch Götzendiener waren. Der Ort liegt halbwegs zwischen Cartagena und dem Magdalenenstrom in den ungesunden und fast unerträglichen Niederungen, zu weit von der Meeresküste entfernt, um die erquickende Seeluft zu empfangen, und doch nicht weit genug im Innern, um das mildere Klima der Höhenzüge zu genießen. Da brütete die Hitze der Tropen über den Sümpfen, und Wolken von Moskitos schwärmten in den Lüften. Doch das Alles waren in den Augen unseres heiligen Missionärs eben so viele Vorzüge dieses Ortes.

Sobald Fr. Bertrand von seinen Obern den Auftrag erhielt, nach Tubera zu gehen, so machte er sich mit seiner Bibel und seinem Brevier freudig auf den Weg. Von der ersten Stunde an führte er in der kleinen Hütte ein Leben des Gebetes und der Buße, wodurch er Kraft und Segen auf seine Arbeit herabziehen wollte. Sein Bett war ein Holzschragen, sein Kopfkissen ein Stein; seine Nahrung erwartete er ganz wie auf seinen Reisen von der göttlichen Vorsehung und wollte nicht den geringsten Vorrath für sich zurücklegen. „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und alles Andere wird euch zugegeben werden“, diese Mahnung des Heilandes war sein gewöhnliches Wort.

Ein wunderbarer Vorfall stärkte seine Hoffnung auf die Bekehrung der Wilden gleich in den ersten Tagen seines Aufenthaltes zu Tubera. Er betete einmal ganz allein in seiner Hütte; da trat plötzlich ein Wilder ein, welcher ein Kind auf seinen Armen trug und mit lautem Geschrei den Missionär anredete. Da der hl. Ludwig den Mann nicht verstand, rief er einen Dolmetscher herbei, und nun stellte es sich heraus, daß das Kind am Sterben war, und daß der Wilde verlangte, der Priester möge es rasch taufen, bevor es seine Seele aushauche. Erstaunt fragte der Missionär den Wilden, einen Heiden, der vom christlichen Glauben durchaus keine Kenntniß hatte, wie er denn überhaupt etwas von der Taufe erfahren habe; da antwortete der Indianer: „Dort auf jenem Berge stand ich; da verkündete mir ein guter Geist, du seiest in dieses Land gekommen, und sagte mir, wenn du Wasser auf des Kindes Haupt gössest, würde es gerettet werden.“ Der hl. Ludwig taufte also das Kind und gab ihm den Namen Michael; denn es war der Vorabend von St. Michaels Fest, und kurz nachher stieg die Seele des Knäbleins zum Himmel empor. Dieser Vorfall gereichte dem Heiligen zu unaussprechlichem Troste; er sah in dem Umstande, daß die erste Seele, welche er in den Schooß der Kirche aufnahm, so wunderbar ihm zugesandt und dann so rasch in den Himmel aufgenommen wurde, ein außerordentliches Zeichen des göttlichen Segens für seine Mission. Der Heilige erzählte dieses Ereigniß oft als ein Beispiel der Güte Gottes und des unerforschlichen Rathschlusses seiner Gnadenwahl und pflegte mit dem hl. Paulus auszuruhen: „O der Tiefe der Reichthümer der Weisheit und Wissenschaft Gottes!

Wie unbegreiflich sind seine Rathschlüsse und wie unerforschlich seine Wege! Denn aus Ihm und durch Ihn und in Ihm ist Alles: Ihm sei Ruhm in Ewigkeit. Amen“ (Röm. 11, 33. 36).

Auch in Tubera behielt Fr. Bertrand die Gewohnheit bei, alle Märsche zu Fuß und zwar gewöhnlich barfuß zu machen, trotz der elenden Wege, der unerträglichen Hitze, des leidenden Zustandes seiner Gesundheit. Die offene Beinwunde, an welcher er schon in Valencia gelitten hatte, verursachte ihm unfägliche Schmerzen, und die Schwindelanfälle nöthigten ihn oft genug, sich an eine Mauer oder an einen Baumstamm zu lehnen, um nicht zu Boden zu stürzen. Einmal schmerzte ihn seine Wunde ganz ungewöhnlich heftig; da kam ein Bote, der ihn zu einem stundenweit entfernten Sterbenden rief. Obschon ein Reithier für den Missionär bereit stand, wollte der Heilige, so qualvoll es ihm auch wurde, doch keinen Gebrauch davon machen und schleppte sich wie gewöhnlich zu Fuß nach der Hütte des Kranken. Nach menschlicher Klugheit war eine solche Handlungsweise allerdings unbegreiflich; aber wir müssen annehmen, daß er unter der besonderen Führung der göttlichen Gnade dieses Leben beständiger Buße führte, indem ja auch die Gnade seine schwachen Kräfte, die natürlicher Weise hundertmal hätten erliegen müssen, sichtbar unterstützte. Er war fest überzeugt, daß diese außerordentlichen Strenghheiten den Segen Gottes auf seine Predigt herabziehen müßten, und daß der Geist der Finsterniß, der die armen Eingeborenen in seinen Fesseln hielt, nach den Worten des Heilandes „nur durch Gebet und Fasten ausgetrieben werde“.

Der Erfolg war großartig. Das Taufbuch von Tubera, das der Heilige eigenhändig schrieb, beweist, daß er alle Eingeborenen in die heilige Kirche aufnahm. Auch die Bulle der Heiligsprechung erzählt, daß er in Tubera „durch sein Gebet, seine Fasten und seine Geißelungen von Gott die Gnade der Bekehrung aller Heiden dieser Ortschaft erhielt“. Feuillet gibt die Zahl dieser Bekehrten auf 10 500 an, und Turon sagt, es seien über 10 000 gewesen. Und man glaube nicht, daß der Heilige die Katechumenen ohne gründlichen Unterricht und ohne ernste Prüfung zur heiligen Taufe zugelassen habe; gerade seine Neubekehrten zeigten sich in der Folge als die am besten Unterrichteten und im Glauben festest Begründeten. Es war das freilich ein Werk der Gnade, aber forderte von seiner Seite angestrengte Arbeit und unermüdlige Geduld. Hundert und hundertmal mußte er dieselbe einfache Wahrheit vortragen, erklären, bis sie von den Wilden endlich erfaßt wurde. Diese Katechesen wechselten ab mit Predigten, die sich wohl zunächst an die spanischen Ansiedler richteten und in denen die ganze Gluth seiner übernatürlichen Begeisterung die Herzen der Zuhörer zur Bekehrung aufforderte; nur selten verhallten seine Worte fruchtlos. Die Eingeborenen, die er bekehrte, ergaben sich aber nicht auf den ersten Angriff; es bildete sich anfangs eine feindliche Partei, welche, gereizt durch die kühnen Worte des unerschrockenen Predigers, der ihre Verbrechen so schonungslos geißelte, der Tugend des eifrigen Missionärs eine Falle zu legen beschloß. Sie bezahlten ein schlechtes Weib, daß es zur Hütte des Dominikaners gehe und unter dem Vorwande von Bekehrung den Heiligen zur Sünde versuche. Der hl. Ludwig entdeckte aber bald den höllischen Plan, und da seine Worte ernsterer Zurückweisung die Schamlose nicht von seiner Schwelle

vertrieben, machte er es ähnlich wie sein großer Ordensgenosse, der hl. Thomas von Aquin, bei gleicher frecher Versuchung; wie dieser das Weib mit einem Feuerbrande vertrieb, so löste er den Ledergürtel von seinen Lenden und peitschte die Sünderin, bis sie ihm zu Füßen fiel und rief: „Verzeihung, Vater, nicht von mir aus habe ich diese Schlechtigkeit unternommen!“ Selbstverständlich trug dieser Vorfall, der nach der Absicht des bösen Feindes das Ansehen des Missionärs untergraben sollte, dazu bei, den Ruf seiner Heiligkeit in der ganzen Gegend zu verbreiten.

Ein anderes Mal wäre das Leben des Missionärs seinem apostolischen Freimuth beinahe zum Opfer gefallen. Ein Cacike oder Indianerherrscher freute sich offen und ungeschämt der Viel-

weiberei; da derselbe nicht selten dem Religionsunterrichte beiwohnte, ermahnte ihn der Heilige wiederholt und eindringlich, und als seine Worte nichts fruchteten, stellte er in öffentlicher Predigt seine Sünde an den verdienten Pranger und drohte ihm mit Gottes Strafgerichten. Das war dem stolzen Caciken zu viel; außer sich vor Wuth, stürzte er mit hochgeschwungener Keule auf den Dominikaner los, der mit keiner Wimper zuckend den Todesstreich erwartete. Die wuchtige Mordwaffe fauste nieder und grub sich zu den Füßen des Predigers tief in die Erde — ein unsichtbarer Arm hatte das Haupt des Heiligen geschützt und den Schlag auf eine allen Zuschauern unerklärliche Weise abgewehrt. Alle diese Feindseligkeiten müssen aber, wie schon bemerkt, in den Anfang der Missionsthätigkeit von



Tropische Früchte.

Tubera verlegt werden; denn zu Ende der drei Jahre, während denen der hl. Ludwig daselbst arbeitete, hatte er die Liebe der Eingeborenen in hohem Grade erobert. Sein Ansehen war so groß, daß es ihm sogar gelang, in einem Auslaufe das Leben eines Spaniers, der wohl durch grausame Behandlung die Indianer gereizt hatte, durch sein bloßes Wort aus den Händen von mehreren hundert Aufständischen zu retten und die Rasenden zur Ruhe und zum Gehorsame zurückzuführen. Sie wußten aber auch, daß sie keinen treueren Freund und keinen eifrigeren Vertheidiger ihrer Freiheit den habgierigen Spaniern gegenüber hatten, als ihn, und daß er Alles aufbot, um seine Landsleute zu Gerechtigkeit und Liebe zu bewegen.

Wir übergehen manches wunderbare Ereigniß, welches die

alten Lebensbeschreiber unseres Heiligen berichten, namentlich offene Nachstellungen des bösen Feindes, um nur noch einen Fall zu erzählen, welcher in die Zeit seiner Wirksamkeit zu Tubera gehört und welchen der hl. Ludwig in seinem späteren Leben oftmals selbst als ein Beispiel des außerordentlichen Schutzes der Königin des heiligen Rosenkranzes anführte. Er weilte eines Tages im Gebete, als er sich plötzlich angetrieben fühlte, nach der Meeresküste zu gehen, um einem Menschen, den er dort finden würde, in äußerster Noth beizuspringen. Das Ufer war nun freilich viele Meilen von Tubera entfernt; allein das hielt den Heiligen keinen Augenblick ab, der geheimnißvollen Mahnung zu folgen. Am Meere angekommen, suchte er nach dem Verunglückten und fand bald einen Mann, den



Gewittersturm in Neu-Granada.

A. N.

die Wogen soeben an den Strand gespült hatten. Es schien eine Leiche zu sein; aber bei genauerer Untersuchung fand der hl. Ludwig, daß das Leben noch nicht völlig entflohen war, und daß der Halbertrunkene Diego Raphael Frances sei, ein ihm wohlbekannter Freund und Landsmann aus Valencia. Wer beschreibt das Staunen und die Freude des Schiffbrüchigen, als er in den Armen des hl. Ludwig aus seiner todesähnlichen Ohnmacht erwachte! Der Missionär gab seinem Freunde trockene Kleider, welche er, der ihm gewordenen Mahnung gehorsam, mitgebracht hatte, und erquickte ihn mit Speise und Trank. Dann erzählte ihm Frances, wie er auf der Fahrt von Valencia nach Cartagena Schiffbruch litt, und es stellte sich später heraus, daß er der einzige Gerettete war von Allen, welche die stolze Gallione getragen hatte. Als das Schiff sank, warf er sich voll Vertrauen auf den Schutz unserer lieben Frau vom heiligen Rosenkranze, welcher er die ganze Reise empfohlen hatte, in die Wogen; zwei Nächte und einen Tag schwamm er auf hoher See, jeden Augenblick gewärtig, von einem gefräßigen Hai verschlungen zu werden oder vor Erschöpfung zu versinken. Allein er hörte die ganze Zeit über nicht auf, die Königin des heiligen Rosenkranzes um Hilfe anzurufen, und wurde endlich von den Wellen an dieses unbekannte Gestade geworfen. Vor Hunger und Todesmüdigkeit war er aber nicht mehr im Stande, sich auch nur einen Schritt voranzuschleppen, und blieb ohnmächtig liegen, eine sichere Beute des Todes, wenn nicht die Königin des heiligen Rosenkranzes auf wunderbare Weise den hl. Ludwig ihm zu Hilfe gesandt hätte. Der Missionär ermahnte ihn deshalb auch, seine Rettung nicht ihm, sondern einzig der Königin des heiligen Rosenkranzes zuzuschreiben, und als ihm später der Bruder des Geretteten, ein Priester in Valencia, danken wollte, antwortete er: „Danken Sie nicht mir; die ganze Rettung gebührt dem Schutze Unserer Lieben Frau vom Rosenkranze; in ihrer Liebe und Verehrung müssen wir wachsen.“ — Überhaupt hatte der Heilige als ein ächter Sohn des hl. Dominikus eine kindliche Andacht zur seligsten Jungfrau und betete und betrachtete die Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes unermüdlich. Viele Wunder bewirkte er durch Auslegung seines Rosenkranzes und pflegte dann alles Lob und alle Ehre für solche Thaten einzig der seligsten Jungfrau zuzuschreiben. Seine Verehrung zur Königin des Rosenkranzes vermochte ihn auch, eine Todtenerweckung mitzutheilen, welche seine Bescheidenheit sonst nach Möglichkeit verschwiegen hätte; er zeigte nämlich seinen Rosenkranz und sagte: „Gott hat in seiner Barmherzigkeit gewollt, daß dieser Rosenkranz Todte zum Leben erweckte“, und bestätigte durch dieses Wort die Erzählung der Indianer, daß er einst durch Auslegung seines Rosenkranzes ein Mädchen in's Leben zurückrief.

Als der Heilige ganz Tubera zum Glauben bekehrt hatte, übergaben seine Obern die blühende Mission einem andern apostolischen Arbeiter und sandten ihn selbst nach Cipacoa (Capicoa) und Paluato, um auch in jenen Gegenden mit Gottes Gnade eine ähnliche Ernte einzuheimsen. Keiner der Lebensbeschreiber des hl. Ludwig ist aber im Stande, die genaue Lage dieser Plätze anzugeben; vielleicht sind es auch nicht die Namen von Ortschaften, sondern von Indianerstämmen oder von Landstrichen, welche nach Indianerstämmen benannt waren. Wie dem auch sei, der Heilige scheint dort inmitten einer dichten eingeborenen Bevölkerung gearbeitet zu haben und brachte mit denselben Mitteln der Buße, des Gebetes, des apostolischen Eifers dieselben Früchte der Bekehrung hervor.

Franz Sanciz war der spanische Gouverneur jener Gegend; er wollte dem Missionär, von dessen Heiligkeit er viel gehört und den er deshalb überaus verehrte, eine zahlreiche Dienerschaft geben; aber Fr. Bertrand sagte, er sei ein armer Mönch und solches gezieme sich nicht für ihn. Auf vieles Bitten erlaubte er endlich, daß zwei Knaben von Zeit zu Zeit zu seiner Hütte kämen und nachschauten, ob ihm nicht die nothwendigste Nahrung abgehe. Diese Knaben trafen den Heiligen mehr als einmal bei seinen blutigen Geißelungen und erzählten Sanciz von der Strenghheit des Missionärs; natürlich blieben dessen Vorstellungen, er möge doch seine schwachen Kräfte schonen, vergeblich. Ebenso unerbittlich zeigte sich der Heilige den Eingeborenen gegenüber, welche ihm Eier, Geflügel, süße und köstliche Früchte ihres Landes als Geschenk für seine Arbeit in der Seelsorge anboten. Er hielt es gerade wie früher: er wollte von Tag zu Tag ganz von Gottes Vorsehung leben.

Zahlreiche Wunder unterstützten auch in diesem neuen Wirkungskreise seine Predigt. Eine große Dürre hatte die Gegend heimgesucht, als er in dieselbe kam; so bat ihn der oberste Cacike von Cipacoa an der Spitze einer großen Schaar Indianer, er möge von Gott für die verschmachtende Erde Regen erflehen. Es war am Vorabende von St. Katharinen-Tag, am 24. November; der Heilige nahm also seine Zuflucht zu der Fürbitte dieser edeln Jungfrau und Martyrin. „Vertrauet auf Gott, meine Kinder,“ sagte er, „und ruft die heilige Martyrin Katharina an; sie wird mit Leichtigkeit im Himmel diese Gunst für euch erflehen. Bereitet den Weg von hier nach jenem Berge am Meere und errichtet auf demselben einen Altar und über ihm eine Laube aus Baumzweigen. Morgen wollen wir in Prozession dorthin ziehen; ich werde dort die heilige Messe lesen, und seid überzeugt, daß Gott unsere Gebete erhören wird!“ Dieses zuversichtliche Versprechen verbreitete sich wie ein Lausfeuer durch das Land, und am nächsten Morgen hatten sich Tausende versammelt, theils aus Neugierde, ob der wolkenlose Himmel wirklich Regen spenden werde, theils aber auch voll Vertrauen auf das Wort des Dieners Gottes. Die Prozession zog nach dem Berge; der neue Elias feierte daselbst das heilige Opfer und hielt dann vor den versammelten Schaaren eine begeisterte Predigt, in welcher er ihnen die Ohnmacht ihrer falschen Götter und Baalspaffen bewies und die Allmacht und Barmherzigkeit des Herrn Himmels und der Erde verkündete, dem die hl. Katharina mit Freuden ihr Leben zum Opfer brachte. Noch war die Predigt nicht zu Ende, „da erhob sich in den Lüften das Rauschen eines gewaltigen Regens und der Himmel überzog sich mit schwarzem Sturmgewölk“, und bevor die Menge das schützende Dach ihrer Hütten erreichen konnte, goß der Regen in Strömen nieder, tränkte die dürstende Erde und sicherte den armen Eingeborenen die Ernte. — Ein anderes Mal zeigte sich die Macht des Heiligen über Wind und Wetter in nicht weniger auffallender Weise. Er befand sich mit dem Gouverneur Sanciz und einem Laienbruder Diego Xavier auf einem apostolischen Ausfluge tief im Innern des Landes, „nicht weit von der Grenze Peru's“, wie der alte Lebensbeschreiber meint. Da brach urplötzlich eines jener furchtbaren Tropengewitter über die schutzlosen Reisenden herein; seine Begleiter zitterten, der Heilige aber sagte ganz ruhig: „Ich will Unsere Liebe Frau vom Rosenkranze bitten, daß sie den Regen von uns abhalte; denn wir können uns ja nirgends bergen.“ Der Gewittersturm brauste vorüber; ringsum überschwemmte eine Art Wolkenbruch Alles; aber auf den Heiligen und seine Ge-

fährten fiel kein Tropfen Regen; „denn der Schirmmantel Unserer Lieben Frau“, sagt der fromme Biograph, „war über ihre Diener ausgebreitet“.

Was den Erfolg seiner Arbeiten in Cipacoa angeht, so stimmen alle Lebensbeschreiber überein, der Heilige habe daselbst ebenso segensreich wie in Tubera gewirkt, obgleich sie keine bestimmten Zahlen angeben. Feuillet sagt, er habe „die meisten der zahlreichen Bewohner Cipacoa's bekehrt und alle gründlich in den Geheimnissen des Glaubens unterrichtet, den sie in der heiligen Taufe angenommen hatten“. Es scheint also, daß bei der Ankunft des Heiligen schon manche, welche er dann weiter im Glauben unterrichtete, getauft waren, daß aber die Mehrzahl die Taufe erst aus seiner Hand empfing. Nicht den gleichen Erfolg hatte der Heilige in Paluato; trotz seiner unermüdeten Anstrengung, seiner Gebete, Thränen und Bußwerke blieben die Eingeborenen bei seiner Predigt taub und verhärteten ihr Herz gegen die Einsprechungen der Gnade. Sie fürchteten den Zorn ihrer falschen Götter, mit dem ihre Zauberer sie bedrohten, mehr als die Strafgerichte des wahren Gottes, welche ihnen der fremde Missionär verkündete. Es blieb dem hl. Ludwig zu seinem größten Schmerze endlich nichts Anderes übrig, als nach dem Worte des Heilandes „den Staub von seinen Füßen zu schütteln“ und seine Arbeit einem dankbareren Boden zuzuwenden.

Das Bergland der Sierra Nevada de Santa Marta, das sich zwischen dem Magdalena-Ströme und dem Golfe von Maracaybo, 5–6 Meilen vom Meere entfernt, plötzlich steil und burgartig aus dem flachen Lande erhebt und mit seinen nahezu 6000 Meter hohen Gipfeln aus der Gluth der Niederungen in die Regionen des ewigen Schnees hineinragt, war der Schauplatz der nächsten Missionsthätigkeit unseres

Heiligen. Die dortigen Eingeborenen nahmen ihn mit offenen Armen auf und entschädigten ihn durch ihren Eifer und ihre Bereitwilligkeit im Glauben für die Verstocktheit der Wilden, welche er soeben verlassen hatte. Die Zahl der Indianer, welche er in der Provinz S. Marta bekehrte und nach hinreichendem Unterrichte mit eigener Hand taufte, wird auf 15 000 angegeben. Während er mit dieser reichen Seelenernte beschäftigt war, vergaß er die armen Verblendeten von Paluato in seinem Gebete nicht und hatte endlich den Trost, auch von diesen eine bedeutende Schaar Gott zuzuführen. Zu seiner großen Verwunderung kam nämlich eines Tages eine Schaar von 1500 Wilden vor seine Hütte; es stellte sich heraus, daß es Leute von Paluato waren, welche weither kamen, um mit ihm zu reden und ihn um die Gnade der Taufe zu bitten. Man kann sich denken, mit welcher Freude der Heilige sie aufnahm und nach dem Grunde fragte, der sie jetzt zur Bekehrung bewege. Sie erzählten ihm, die beiden einzigen Indianer, welche sich auf seine Predigt bei ihnen bekehrt hatten und getauft worden waren, hätten einem ihrer abgöttischen Feste beigewohnt. Als nun ihre Zauberer den Götzen befragten, habe eine Donnerstimme geantwortet: „Was ruft ihr mich an, da doch zwei Christen unter euch sind! Treibt sie von hinnen!“ und gleichzeitig hätten sie eine furchtbare Gestalt gesehen, welche ihnen Schrecken einjagte. Es sei aber auch ein unbekannter freundlicher Mann erschienen, der sich als einen Boten des hl. Ludwig ausgegeben und den bösen Feind zum Schweigen gebracht habe. So erzählten die Indianer, und der Heilige nahm sie nach ernster Prüfung durch die Taufe unter die Kinder Gottes auf, laut die Barmherzigkeit des Herrn preisend, der auch auf wunderbaren Wegen die Seinigen findet und zum Ziele führt.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Annam.

Apostolisches Vikariat West-Tongking. Unsere heutige Nummer enthält das Bild der fünf Missionäre aus dem Pariser Seminar der auswärtigen Missionen, welche in der Laosmission zu Anfang Januar dieses Jahres den Tod erlitten. Msgr. Puginier, ihr apostolischer Vikar, schreibt uns die folgenden Einzelheiten über diese glorreichen Opfer der letzten blutigen Verfolgung:

„P. Peter Gélot aus der Diözese Lugon war der älteste dieser Missionäre. Schon im Jahre 1867 traf er in Tongking ein; er hatte unterwegs einen furchtbaren Sturm bestanden. Mein Vorgänger, Msgr. Theurel, schickte ihn zum Erlernen der annamitischen Sprache nach einem Dorfe in der Nähe des Collegs von Phuc-Nhac, das ich gerade damals eröffnet hatte. Ein Wirbelsturm zerstörte seine Mission; da lud ich den jungen Mitbruder zu mir ein und genoß seinen lebenswürdigen Umgang bis Ende 1869. Dann übertrug ich ihm die Leitung der neuen Anstalt, und er wirkte in dieser Stellung bis zum Juni 1878, da ihm seine Gesundheit zeitweilig jede Arbeit verbot. Schon seit seiner Ankunft in Tongking war sein Leben eine ununterbrochene Kette schmerzhafter Leiden; selten wurde ein Missionär so unaufhörlich und so grausam von Krankheit gequält. Endlich schien sein Leben in Gefahr, und so schickte ich ihn in das Krankenhaus der auswärtigen Missionen nach Hongkong, wo man ihn besser pflegen konnte, als in Tongking. Nach Jahresfrist kehrte er ziemlich hergestellt zu uns zurück, so daß man ihm die

Seelsorge einer gesund gelegenen, nicht zu großen Gemeinde übertragen konnte. Ich ahnte damals nicht entfernt die Bestimmung, welche ich ihm später gab. Jeden Herbst, wenn die Zeit kam, da die Mission unter den wilden Laosvölkern am meisten Erfolg versprach, pflegten mich die Missionäre zu fragen, wer von ihnen das Glück habe, dieses dornenvolle Arbeitsfeld zu betreten. Ich antwortete: „Wen ich senden werde, weiß ich noch nicht; aber ich weiß, daß es P. Gélot nicht sein wird. In der That hielt ich ihn nicht für fähig, daß er auch nur die mühevollen Reise zu den Laos ausgehalten hätte. Dennoch fiel durch Gottes Fügung meine Wahl nach drei Jahren schon auf P. Gélot, indem ich eines erfahrenen Missionärs bedurfte, um die Lücken auszufüllen, welche der Tod in die Reihen der Laosmissionäre gerissen hatte. Drei Monate schwankte ich, bevor ich mich entschließen konnte, ob schon seine Gesundheit sich etwas gebessert hatte. Zu Anfang unserer geistlichen Übungen theilte ich ihm meinen Plan mit, ihn zum Obern der beiden neuen Missionsbezirke bei den wilden Laos zu bestimmen, und bat ihn, er möge sein Gebet mit dem meinigen vereinen, auf daß Gott uns hinsichtlich dieses Beschlusses erleuchte. Er gestand mir, daß auch ihn seit drei Monaten der Gedanke an die Laosmission verfolgte, daß er denselben aber als etwas phantastisch betrachtet habe. Am Ende der geistlichen Übungen theilte ich ihm seine neue Bestimmung mit, und er verreiste am 14. October (1882) als Provikar der neuen Mission in der Begleitung P. Tamet's in das Gebirge der Laos. Die Reise war in Folge des bösen Willens einiger Mandarine, welche die Sendung der Missionäre nach dem Laosgebirge nur höchst ungerne sahen, eine sehr langwierige; erst Ende Januar erreichte P. Gélot

den Boden, den er mit seinem Blute tränken sollte. Das Jahr verging in den unvermeidlichen Unpäßlichkeiten, welche die Gewöhnung an ein neues Klima mit sich bringt; doch ließ sein altes Leiden, das Asthma, bedeutend nach, und er hatte nur seltene und leichte Rückfälle. Im letzten November schickte ich ihm 3 Missionäre und 18 Katechisten für die beiden Distrikte, deren Leitung ihm oblag; aber kaum hatte er sich einen Augenblick über die Ankunft seiner Mitbrüder gefreut, da brach die Verfolgung los, welcher er am 6. Januar 1884 durch Enthauptung zum Opfer fiel.

P. Joseph August Séguret, gebürtig aus der Diözese Nodéz, kam Anfangs 1881 nach Tongking und begleitete nach achtmonatlichem Studium der annamitischen Sprache P. Pinabel, der eines Gehilfen bedurfte, in den Missionsbezirk der untern Laos. Dankbar weihte er sich dieser Aufgabe und hegte für seine Neubekehrten eine Liebe und eine Hingabe, welche aus allen seinen Reden und Briefen hervorleuchtete. P. Séguret verbrachte sein erstes Jahr in der Nähe P. Pinabels, der ihm die Seelsorge der bereits begründeten kleinen Christengemeinden übertrug, während er selbst sich der Gründung neuer Gemeinden widmete. Doch waren beide so nahe, daß sie zweimal monatlich den Trost hatten, sich zu sehen und im geistlichen Leben zu erfrischen. P. Séguret rebete die Landessprache geläufig; so war er, nachdem er sich an das Klima gewöhnt hatte, ein fertiger Missionär. Sein ruhiges, sanftes, liebevolles Wesen machte ihn bei seinen Pfarrkindern, welche ihn überaus hochschätzten, sehr beliebt.

P. Stephan Rival aus der Diözese Lyon wurde 1879 für die Mission von West-Tongking bestimmt. Er war ein Mann von seltener Begabung; die Erlernung der annamitischen Sprache war nur ein Kinderpiel für ihn, und schon nach einem Jahre, welches er in der Schule eines erfahrenen Missionärs verlebte, konnte ich ihm die Leitung des Bezirkes Sontay übertragen. Mit großem Eifer weihte er sich baselbst seinem Amte; denn er war ein frommer Priester. Der Reize nach besuchte er die sechs Pfarreien seines Bezirkes und predigte in denselben das Jubelälum; so lernte er seine Priester, seine Christen und das Land kennen und entwarf eine Karte der ganzen Provinz. Ende März 1883 sah er sich unterhalb Sontay durch die Schwarzflaggen bedroht und konnte mit genauer Noth auf Schleichwegen durch die Berge Hanoi erreichen. Im letzten October entschloß ich mich, ihn in die Laosmission zu senden, wo sein Eifer, seine Thätigkeit und seine Talente ausgezeichnete Früchte versprachen. Diese Bestimmung machte ihn ganz glücklich. Auf meinen Wunsch stellte er vor seiner Abreise seine Notizen über die Provinz Sontay zusammen und zeichnete in wenigen Tagen die Karte. Dieselbe ist freilich nicht vollständig, denn der Missionär hatte die Absicht gehabt, den Bezirk noch einmal zu bereisen; aber die Skizze ist immerhin die Frucht ernster Arbeit und verdient aufbewahrt zu werden. Am 15. November reiste er mit den PP. Antoine und Manissol und einer zahlreichen Schaar Katechisten nach der Laosmission ab.

Von den beiden eben genannten Missionären gehörte P. Antoine der Diözese Saint-Dié und P. Manissol dem Bisthum Lyon an. Beide waren erst zu Anfang 1883 in Tongking angelangt. Da der Weg auf dem Flusse, der sonst gewöhnlich eingeschlagen wurde, große Gefahren bot, wählten die drei Missionäre den Weg über das Gebirge und durch das Missionsgebiet P. Pinabels. Am 3. December trafen sie bei diesem Pater ein; sie rasteten baselbst einige Tage, welche sie zu einem feierlichen Hochamte zur Dankagung für die glückliche Ankunft und zur nöthigen Vorbereitung für die Weiterreise benützten. Dann zogen am 15. December die PP. Rival und Manissol quer durch die Wälder ihres Weges weiter nach dem obern Distrikte, wo sie am 18. oder 19. bei P. Gélot anlangten und mit P. Tamet zusammentrafen. Die Freude des gemeinsamen Wirkens dauerte nicht lange: schon am 6. Januar wurden sie mit der Mehrzahl ihrer Katechisten ermordet.

P. Antoine war bei P. Séguret geblieben und hatte sofort mit dem Studium der Landessprache begonnen. Man erzählt mir, die

beiden Missionäre hätten am Neujahrstage, von dem Mordplane der Mandarin und dessen naher Vollstreckung in Kenntniß gesetzt, zu P. Pinabel, welcher eine Tagreise entfernt war, zu flüchten versucht. Als sie das Ziel ihres Marsches beinahe erreicht hatten, hätten sie erfahren, daß P. Pinabel geflohen sei und sein Haus und Dorf soeben ausgeplündert und eingeäschert werde. Von den Feinden verfolgt und ohne ein sicheres Versteck, suchten sie mit einer Anzahl Katechisten ihr Heil in den Wäldern, wurden aber eingefangen und am 2. oder 3. Januar ermordet."

"Als ich diese Schaar von Missionären in die Laosmission sandte," schließt Msgr. Puginier diese düsternen Nachrichten über die fünf Missionäre, "hegte ich die schönsten Hoffnungen für die Zukunft der Mission. Aber die Wege Gottes sind nicht die Wege der Menschen. Er lächelt über unsere Kurzsicht und Ohnmacht; denn er ist durch sich selbst die Wahrheit, die Allmacht und die Ewigkeit. Zeugen wir uns demüthig und ohne Widerstreben seinem heiligen Willen, und legen wir das Loos der verwüsteten und in tiefe Trauer versenkten Laosmission vertrauensvoll in seine Hände.

In den beiden Distrikten der Laosmission wurden 60 kleine Christengemeinden und 32 Kapellen geplündert und eingeäschert. Etwa 4000 Neubekehrte und Katechumenen irren zerstreut und im größten Elende im Gebirge umher. Welche Prüfung! Wie viele Opfer hatten wir uns für diese Mission auferlegt! Wie schöne Früchte reiften schon — und nun ist Alles in einem Augenblicke zerstört! Wir müssen von vorne anfangen, und wo werde ich die nöthigen Missionäre und Katechisten finden, um die Lücken auszufüllen? Aber fort mit jedem Gedanken der Muthlosigkeit! Der liebe Gott wird helfen und die Laosmission wird nicht zu Grunde gehen; sie wird neu aufblühen — ist sie doch vom Blute der Martyrer begossen. Wie glücklich sind die im Kampfe Gefallenen! Groß war ihre Trübsal; aber ein Säbelhieb hat sie zu Siegern gemacht. *Fiant novissima nostra illorum similia* (möge unser Ende dem ihrigen gleichen)!"

Apostol. Vikariat Nord-Cochina. In der letzten Nummer veröffentlichten wir ergreifende Züge aus der blutigen Verfolgung, welche Ende December 1883 die Mission verwüstete. Msgr. Caspar gibt in den folgenden Zeilen die Fortsetzung seines Berichtes:

"Die Christen von Cao-hai boten, wohl wissend, was ihnen bevorstehe, den Vorstehern des Dorfes Geld an, daß man ihr Leben und ihre Habe schütze. Das Geld wurde angenommen und das Versprechen gegeben; aber am gleichen Abend noch wurde die Zusage durch die empörendsten Gewaltthaten gebrochen. Die Wuth der Mörder ging so weit, daß sie selbst der Säuglinge in den Armen der Mütter nicht schonten. 'Wenn wir sie am Leben lassen,' sagten die 'Gelehrten', 'so wird diese Rasse nicht aussterben und wir stehen nachher auf dem gleichen Punkte, wie vorher. Notten wir sie also aus bis auf den letzten!' Überall, wo sich die 'Gelehrten' an der Verfolgung beteiligten, nahm sie diesen blutigen Charakter an; denn die christliche Religion ist durch ihr Sittengesetz eine erklärte Feindin der Schamlosigkeit dieser Leute, deren lächerliche Glaubenssätze sie durch die Klarheit ihrer Lehre beschämt.

Das eigentliche Volk war ob der Grausamkeit der Gelehrten empört und hat glücklicher Weise in vielen Orten manche Opfer ihren Händen entzogen. So haben in der Christengemeinde Schau-Moc mehrere Heiden ihre Häuser mit eigener Gefahr den bedrohten Christen als Zufluchtsstätten angeboten. Auch in Nuoc-Ngot klagte ein Heide laut über die Mezelei und nahm die Überlebenden unter seinen Schutz. In Cao-hai wurde ein junges Mädchen von einem Heiden gerettet und an einen sicheren Platz gebracht. Das zehnjährige Schwesterchen,



Die fünf in Laos ermordeten Missionäre.

1 P. Rival. — 2 P. Séguret. — 3 P. Gelot, Provifar. — 4 P. Antoine. — 5 P. Manissol.

welches die Henker gebunden und geknebelt hatten, rief ihm zu: ‚Schwester, weshalb verlässest du mich? Komme zurück und stirb mit mir!‘ Die ältere Schwester hörte freilich diese Worte der jüngeren; aber die Liebe zum Leben erstickte die Antwort auf diesen herzerreißenden Zuruf. — In Tschan-moi wurde eine Mutter, da sie ihr Kind in den Händen der Henker sah, wahnsinnig vor Schmerz. ‚Gebt mir mein Kind zurück,‘ rief sie, ‚und ich will meinem Glauben entsagen!‘ — ‚Nein,‘ antworteten die haßerfüllten Henkerknechte Satans, ‚nein, du sollst es nicht zurückerhalten; denn es gehört zur Rasse der Christen!‘ Und sie ermordeten erbarmungslos die Mutter mit sammt dem Kinde.

Zu Trüoi und in seiner Umgegend begingen die Gelehrten und ihre Helfershelfer die Thronbesteigung Kien-phües mit einer Mezelei. Das erste Haus, in welches die Henker einbrangen, war dasjenige des durch seine katholische Gesinnung bekannten Johann Baptist Maï; dasselbe lag mitten in einer ganz heidnischen Nachbarschaft und war schon deshalb einem Angriffe mehr ausgesetzt. Maï hatte von dem Gerüchte gehört, daß seiner Familie große Gefahr drohe, und hatte daher Alles aufgeboten, um seine Angehörigen zum opferfreudigen Tode vorzubereiten. Als die Mörder in dunkler Nacht das Haus umzingelten, redete sie Maï also an: ‚Wenn der König euch mit dem Befehle schickte, mir das Haupt abzuschlagen, so hieße ich es ohne Widerstand oder Widerrede geschehen; aber ihr seid Mordgesellen und so werde ich nur der Gewalt weichen.‘ Von acht Personen, aus denen seine Familie bestand, konnten sich vier retten; aber Johann Baptist, seine Tochter, seine Schwiegertochter und ein Diener wurden ergriffen und gefesselt auf die Straße geschleppt. Maï betete mit seinen Gefährten den Rosenkranz von den Sieben Schmerzen und ermahnte sie, das Leben mit dem größten Edelmuthe hinzuopfern. Am Orte angekommen, den die Schergen zu ihrem Werke ausersehen hatten, erneuerte Maï seine Zusprüche und richtete an alle die Seinigen folgende ermutigenden Worte: ‚Wohlان, meine Kinder, jetzt gilt es, sich mit dem heiligen und anbetungswürdigen Willen Gottes gleichförmig zu stimmen!‘ Die Mörder boten der Tochter Maï's das Leben an; aber sie entgegnete: ‚Es ist für mich vortheilhafter, mit meinem Vater zu sterben.‘ Als die vier Opfer geschlachtet waren, plünderten die Henker das Haus.

Am darauffolgenden Abende setzten sie ihr blutiges Handwerk im Dorfe Trüoi selbst fort. 25 Neubekehrte wurden gefangen, darunter der Vorsteher der Christengemeinde. Als die Schergen in sein Haus einbrangen, rief er ihnen mit gerechter Entrüstung zu: ‚Ihr Banditen! muß ich mir denn eine solche Frechheit gefallen lassen?‘ Er wollte sich zur Wehre setzen, wurde aber rasch entwaffnet. Ein Christ, welcher unter der Schaar der Gefangenen die Seinigen nicht erblickte, rief: ‚Was soll aus meiner Frau und meinen Kindern werden? Lasset meine ganze Familie mein Loos theilen; denn Alle sind Christen, wie ich.‘ Sein Wunsch wurde erfüllt. Ein anderer, den die Häsher vergessen hatten und der das rührende Schauspiel seiner Brüder sah, welche gefesselt zum Tode gingen, konnte der Sehnsucht, ihr Loos zu theilen, nicht widerstehen und rief mit fester Stimme: ‚Auch ich bin ein Christ!‘ — ‚Sprichst du die Wahrheit?‘ fragten die Verfolger. — ‚Ja,‘ antwortete er, ‚und was noch mehr ist: ich bin von christlichen Eltern geboren, und da, sehet, steht meine Frau, das Weib mit dem bleichen Gesichte und mit dem Säuglinge in den Armen. Läßt

uns im Tode vereint sein, wie wir es im Leben waren!‘ Man gestellte alle Drei ihren Brüdern in Jesu Christo zu.

Bevor man sie zum Platze der Hinrichtung führte, erlaubte man ihnen auf die inständige Bitte des Vorstehers der Christengemeinde einen letzten Besuch in der kleinen Kapelle, wo sie ihr Morgen- und Abendgebet gemeinschaftlich zu verrichten pflegten. Da warfen sie sich jetzt vor dem Altare nieder und beteten mit lauter Stimme die Litanei der seligsten Jungfrau und andere Gebete. Die Zeit wurde ihnen nicht lang, wohl aber ihren Henkern, welche dem andächtigen Flehen gewaltsam ein Ende machten. ‚Laßt mich das Bild des Heilandes vom Altare nehmen,‘ sagte der Vorsteher der Christengemeinde. ‚Ich will es tragen bis zur Stätte der Hinrichtung; sein Anblick wird uns behilflich sein, daß wir als wahre Jünger unseres anbetungswürdigen Meisters sterben.‘ Die Verfolger gestatteten diese Bitte. So eröffnete er den Zug mit dem Bilde des Gekreuzigten und hielt es hoch, daß alle seine Gefährten es deutlich sehen und aus diesem Anblicke den edeln Muth schöpfen könnten, der alle bis zum Augenblicke des Todes beseelte. Die Christen folgten, die Augen auf ihr Vorbild geheftet; sie beteten den Rosenkranz mit rührender Andacht und ermunterten sich gegenseitig, großmüthig ihr Blut für Jesus Christus zu versprühen. Auch sie gingen den Leidensweg und vollendeten nach dem Beispiele des göttlichen Meisters ihr Opfer und hörten nicht eher auf, ihn zu preisen und anzubeten, als bis ihre Zunge, im Tode gelähmt, seinen heiligen Namen nicht mehr aussprechen konnte.

Manche Heiden, welche Zeugen dieser ergreifenden Scene waren, verabscheuten in ihrem Herzen den Haß und die Grausamkeit der ‚Gelehrten‘; einige wagten auch ihre Mißbilligung laut auszusprechen; aber als man ihnen entgegnete, man vollstrecke nur die Befehle der höchsten Behörden, gebot ihnen die Klugheit, ihren Unwillen zu verbergen. Heute, da die Unruhen vorbei sind und die Wuth der Gelehrten sich etwas gelegt hat, verurtheilt die heidnische Bevölkerung laut die verübten Bluthaten, und wenn sie nicht recht wohl wüßte, wer die eigentlichen Urheber dieser traurigen Ereignisse sind, so wären die Mörder schon lange vor Gericht gestellt.“

Ostafrika.

Die Mission unter den Gallas, die seit mehr als einem Jahre von etwa zwölf Patres der Toulouser Kapuzinerprovinz wieder aufgenommen worden ist, hat einige, wenn auch bescheidene, erfreuliche Erfolge zu verzeichnen. Msgr. Taurin Sahagne schreibt darüber aus Zeilah unterm 28. März d. J.: „Wir können uns jetzt in Harar etwas freier bewegen. Die (ägyptische) Regierung hat uns ein großes mit 700 Kaffeebäumen bepflanztes Stück Land vermietet, das sich noch für andere Zwecke ausnützen läßt. Gegenwärtig ist unser Bruder Stephan eifrig auf demselben thätig und ich hoffe daselbst, drei Kilometer von der Stadt, eine kleine landwirtschaftliche Anstalt einzurichten, die zugleich etwas für die Mission abwerfen und einige junge Leute für den Selbstbau heranziehen kann. Außerdem habe ich nach den Andeutungen, die ich erhalten hatte, einen unserer Missionäre, den P. Petrus, zu den Ania entsandt, die dreithalb Stunden von Harar entfernt wohnen. Es ist dieß ein vom Mohammedanismus noch wenig angefecter und hauptsächlich dem Hirtenleben ergebener Stamm der Gallas. In dem Theile, den P. Petrus versteht, denkt man überhaupt nicht an Ackerbau; denn die Einwohner fürchten, wenn sie sich zu sehr an die Scholle binden, ihre Selbständigkeit zu verlieren und der Besetzung einer fremden Macht anheimzufallen. Sie haben auch kaum irgend

welche ständige Ansiedelungen in Dörfern. Unser Missionär wurde sehr gut bei ihnen aufgenommen und ist augenblicklich mit dem Baue eines Hauses beschäftigt. So werden unsere beiden Häuser in Ania und Babbasa einander die Hand reichen und sich gegenseitig unterstützen. Das Geld ist den Anias unbekannt und verachtet. Man hilft sich mit Tauschhandel und verschafft sich durch Stücke Zeug das Nothwendige. Ferner hat man kleine Glaswaaren und weiße Perlen, welche gleichsam die Scheidemünze in diesem Lande sind. Allmählich legen die Gallas ihre Furcht ab und zeigen Vertrauen zu uns. So hoffe ich in diesem Jahre zwei Stationen zu errichten.

Endlich haben wir ein Haus in Zeilah gekauft; dasselbe liegt am Meeresufer auf einer kleinen Anhöhe und etwas von der Stadt abseits. Wobey es unsere Mittel gestatten, werden wir daselbst eine Kapelle und eine kleine Schule errichten. Wir können dann darin einige Waisenkinde aufnehmen und auch leichter den Kranken unsere Aufmerksamkeit schenken; die Nächstenliebe hat uns überhaupt die Thore Zeilah's geöffnet."

Sudan.

Über Assuan, das Thor Ober-Ägyptens nach Nubien, welches gegenwärtig von den siegreich vorrückenden Schaaren des Mahdi bedroht ist, schreibt uns der Missionär August Dittmar unter dem 27. Juni aus Kairo:

„Sechs Monate hielt ich mich in Schellal in der Nähe von Assuan als Mitglied der katholischen Mission auf und hatte somit genügend Zeit, Land und Leute kennen zu lernen. Assuan, ägyptisch Sun, d. h. Öffnung, Eingang, nämlich von Süden her nach Ägypten, griechisch Syene, liegt am Ostufer (106 m ü. M.) in einem nicht sehr breiten, aber gut bebauten und palmenreichen Fruchtland. Die Stadt, deren Einwohnerzahl auf 5000 geschätzt wird, hat Post- und Telegraphenamts; einzelne Ziegelhäuser mit bunten Thüren und zuweilen sehr naiven Malereien geben ihr ein verhältnismäßig stattliches Ansehen. Die Moscheen sind unbedeutend, dagegen verdient der kleine Bazar mit bedeckter Hauptstraße einen Besuch: Datteln, Tamarinde, Straußenfedern, Thierfelle, Elfenbein, Gummi, sehr zierliche Thongefäße u. bilden die Hauptartikel des Handels. Das einzige aus der Zeit des alten Sun oder Syene stammende Bauwerk ist ein am südlichen Ausgang der Stadt gelegener kleiner Sothis-tempel, von Ptolemäos III. Guergetes erbaut, aber nie ganz vollendet, heute fast in Schutt vergraben. Er besteht aus einer von Pfeilern getragenen Vorhalle und dem Sanctuarium. Die wenigen ausgeführten Bildhauereien sind roh ausgeführt und von geringem Interesse. Merkwürdiger sind die südöstlich vor der Stadt befindlichen antiken Steinbrüche. Der harte Granit gestattete nicht die Anlage von Höhlen, sondern die Blöcke wurden von der Oberfläche des Felsens abgesprengt und zwar ansehnend so, daß man den zu bearbeitenden Block auf drei Seiten im Rohen fertig meißelte, dann durch zahlreiche, dicht neben einander angebrachte Bohrlöcher isolirte, in die Bohrlöcher hölzerne Keile trieb und diese anfeuchtete, wonach der Druck des sich ausdehnenden nassen Holzes den Stein von seinem Lager löste. Viele derartige Steinblöcke mit Bohrlöchern sind erhalten, sogar ein fast 20 m langer Obelisk hängt noch am Felsen. Assuan gegenüber liegt die Insel Elephantine (ägyptisch Ab, d. h. Elephant; arabisch kurzweg Dschesire, d. h. Insel), schon im frühen Alterthum hochheilig, Hauptverehrungsstätte des Kataraktengottes Ghnum. Heute stehen auf Elephantine zwei Dörfer. Die noch von den Gelehrten der französischen Expedition hier vorgefundenen alten Bauten, ein von Amenhotep III. dem Ghnum errichteter Tempel und ein von Thotmes III. erbautes Heiligtum, sind in den zwanziger Jahren abgebrochen und zum Häuserbau in Assuan verwendet worden; jetzt bedecken die Insel massenhafte Trümmer, von denen Uferbauten aus römischer Zeit, mit älterem Material hergestellt, ein

granitenes Thor aus der späteren Ptolemäerzeit und eine arg beschädigte Statue Menephthahs die auffälligsten sind. Nicht ohne Interesse ist der alte Nilmesser (mikyās) an der gegen Assuan gelegten Seite der Insel. Er besteht aus einem schmalen, mit dem Nil verbundenen Gemach ohne Decke; etwa ein halbes hundert Stufen in mehreren Absätzen führt zum Wasserpiegel hinab. Wie die hier angebrachte Inschrift in arabischer und französischer Sprache besagt, wurde der Nilmesser nach mehr als 1000jähriger Vernachlässigung durch den Hofastronomen Mahmud Bei aus Kairo 1870 restaurirt und neben der alten wiederhergestellten eine neue Scala angebracht. — Die Bewohner der Insel pflegen den Reisenden allerlei Antiquitäten, besonders Münzen und Scherben mit demotischen, koptischen oder griechischen Inschriften anzubieten; wenigstens die Scherben haben die Vermuthung der Echtheit für sich.

Auf den südlich gelegenen Bergen sieht man jetzt etwa 70 bis 80 Zelte für nahe an 1000 ägyptische Soldaten unter Anführung einiger englischer Offiziere; ob diese Truppen bei einem Anlaufe der Rebellen wohl standhalten werden, ist sehr fraglich; bewiesen ist es, daß dem ägyptischen Soldaten nicht viel zu trauen ist. Fiele es den Rebellen ein, jetzt nach Unterägypten zu kommen, so müßte man noch nicht, wie die Sache enden würde, jedenfalls nicht zum Vortheile der Engländer. Zwar wollen die Engländer 50—60 (?) eiserne Schiffe bauen, aber bei dem jetzigen Wasserstande werden ihnen die wenig helfen. Noch einen Monat später wäre es etwas Anderes, da können die Schiffe alle Katarakte passiren, folglich bis Chartum und noch weiter gehen. Nun, hoffen wir zu Gott, daß die Sache gut ende, denn unsere arme Mission ist davon schwer getroffen; wir sind mit beinahe 100 christlichen Schwarzen hier in Kairo und harren einer besseren Zukunft."

Fast gleichzeitig mit dem eben mitgetheilten Briefe erhalten wir die folgenden Zeilen des P. Franz Xaver Geyer, welcher über die schon früher berichtete Abreise der Mission von Schellal nach Kairo Näheres mittheilt:

„Die katholische Mission des Sudan wurde seit meinem letzten Schreiben durch die kriegerischen Ereignisse zu einer abermaligen Auswanderung gezwungen. Anfangs Mai dehnte sich durch die Besetzung Chartums und Verbers die politische Aufregung auch über die Bewohner Ober-Ägyptens aus, das zu schützen die Mächte so feierlich versprochen hatten. Da die versprochene militärische Hilfe nicht eintraf und die Gefahr einer Annäherung der Rebellen mit jedem Tage wuchs, beschloß der apostol. Vikar Msgr. Sogaro auf eingeholten Rath der Behörden und des österreichisch-ungarischen General-Konsuls in Kairo, die Mission von Schellal bei Assuan nach Norden zurückzuziehen. Am 12. Mai verließen die Missionäre mit etwa 80 Negerchristen die hoffnungreiche Station Schellal und langten nach mühevoller Reise auf dem Nil am 16. Juni hier an. Die Mädchen wurden im Institut der Schwestern, die Knaben in jenem der Missionäre untergebracht, während die Verheiratheten in Bulak ein Haus in der Nähe der Franziskanerkirche bewohnen. Der Grund dieser gerechtfertigten Flucht war die Sorge für das Wohl unserer Neger; der apostol. Vikar wollte diese Christen der Möglichkeit eines Rückfalles in geistige und leibliche Sklaverei entziehen. Man hätte sich leicht die Mühen und Auslagen dieses Transportes ersparen können, wenn man nur die Rettung der Missionäre im Auge gehabt hätte. Aber man bedenke, daß diese Christen die Frucht langjähriger Mühen der Missionäre im Sudan sind, die meistens unter großen Leiden und in der Blüthe des Alters ihr Leben ließen; man bedenke, daß diese Christen den Grundstein bilden sollen für die Errichtung neuer Stationen im Sudan, sobald die Kriegsfaul erloschen sein wird. Wie gerechtfertigt die Abberufung der Mission war, beweisen die neuesten Erscheinungen in Ober-Ägypten und Nubien: Wady-Halfa und Korosko sind von den Rebellen bedroht und in Assuan selbst herrscht Aufregung. Hoffen wir, daß Europa

sich endlich aufrufen und dem Vordringen der Rebellion ein Ziel setzen werde; der Charakter des Aufstandes ist nicht rein revolutionär, sondern die Anhänger des Mahdi kämpfen mit dem ihrer Religion eigenen Fanatismus für ein neu zu begründendes Reich Allah's, aus dem die Christen ein- für allemal ausgeschlossen sein sollen. Die Rebellen wollen Kairo und Stambul niederwerfen und dann alle Christen vertilgen.

Die Zeit des Erhs hier in Kairo ist für die Ausbildung unserer Neger höchst günstig. Eine gut geregelte Schulordnung, in der die religiöse Ausbildung die Hauptsache ist, beschäftigt dieselben von Morgen bis Abend. Was die Mission bisher noch nicht erreicht, kann hier erzielt werden, nämlich Heranbildung von eingeborenen Katecheten. Möge Gott die Mühen der Missionäre segnen und die Zeit des Erhs abkürzen."

Aus verschiedenen Missionen.

Norwegen. Msgr. Hagemann ist wiederum in seiner Mission zu Hammerfest eingetroffen. Das von ihm gegründete und überaus segensreich wirkende St. Vincenz-Hospital wird jetzt von fünf grauen Schwestern besorgt; die Anzahl der Schulkinder ist auf 60 gestiegen — ein schöner Erfolg der an Opfern reichen Mission unter den Lappen. — Vorderindien. Einem Briefe des P. Velz, S. J., aus Karachi (Apostol. Vikariat Bombay) entnehmen wir die folgende Notiz: „Die katholische Gemeinde beträgt etwa 3000 Seelen, die Soldaten nicht gerechnet. Es ist eine wahre Freude, in dieser Gemeinde zu arbeiten. Die Leute sind hier der Religion mehr zugethan als selbst die Leute in der Heimath, und zwar gilt das sowohl für die Eingeborenen als für die europäischen Ansiedler. Wir hatten letztes Jahr nicht weniger als 9713 Communien, im Oktober allein 1030: so haben die Katholiken hier der Einladung des Papstes entsprochen. Die Rosenkranzandacht wurde alle Tage so zahlreich besucht wie der sonntägliche Gottesdienst.“ — Westafrika. Die Propaganda hat die Errichtung einer neuen Präfectur am Niger beschlossen, die, zwischen diesem Fluß und dem Vinue gelegen, ein Gebiet gleich Frankreich und Spanien zusammen umfaßt. Sie ist den Patres aus dem afrikanischen Missionsseminar in Lyon übergeben. — Die letzten Nachrichten aus der Benedictinermision Neu-Korcia lauten recht günstig. Nach brennender Dürre im September

folgten im Oktober anhaltende Regengüsse, und im Nu waren die weiten Weideflächen mit üppigem Grasmuch besetzt. Die Niederlassung erfreute sich unter Anderem des Besuches des Gouverneurs von Perth, eines wohlwollenden Protestanten. Derselbe war begleitet von seiner Gemahlin und seinem Secretär, einem Katholiken und Freunde Lord Denbigh's. Er wohnte der Abingung der Terz und dem darauffolgenden Hochamt bei und wurde von den Zöglingen durch ein Concert und eine festliche Cricketpartie geehrt, bei welchem Spiel die jungen Australier große Fertigkeit entwickelten. — West-Tongking. In einem Briefe aus Ha-Noi vom 12. Mai d. J. bestätigt Msgr. Bugnier den Tod des Missionärs Andreas Tamet, welcher dem Blutbade vom 6. Januar mit drei Katechisten entronnen war, am Mittwoch der Charwoche aber (9. April) mit denselben der Wuth der Christenverfolger zum Opfer fiel. Er wurde nicht plötzlich überrascht, sondern konnte noch seinen drei Gefährten die letzte Lossprechung erteilen und selbst noch einmal das Opfer seines Lebens erneuern. „Es ist jetzt im Lande der Laos,“ so schreibt der schwergeprüfte Missionsbischof, „noch ein einziger Missionär übrig, und ich kann für den Augenblick Niemanden dahin schicken. Das besonders im Sommer schreckliche Fieber würde unfehlbar diejenigen dahinraffen, welche etwa dem Schwerte der Verfolger entgingen. Ich werde zunächst den unteren Distrikt von einigen Katechisten visitiren lassen, welche dem Blutbade entgangen sind; von da wird es schon gelingen, zuverlässige Neophyten in den obern Distrikt zu senden, um den Verfolgten daselbst Trost und Ermuthigung zu bringen.“ — Honan. Unter dem Vorwande, Mitglieder geheimer Gesellschaften gezeßlich zu bestrafen, hat ein Unterpräfect in der Provinz Nan-jan-su mehrere Christen grausam mißhandeln lassen. Msgr. Bolonteri hat dagegen bei den Oberbehörden Recurs ergriffen. — Australien. Msgr. Moran, der neuernannte Erzbischof von Sydney, bis dahin einer der gelehrtesten und beliebtesten Oberhirten von Irland, ist bereits nach seiner neuen Diözese unterwegs. Die irischen Bewohner derselben jubeln ihm jetzt schon freudig entgegen. Wie verlautet, soll ihm ein glänzender Empfang bereitet werden. Der Gouverneur Lord Loftus hat ihm sein eigenes Palais als Absteigequartier angeboten und will ihn in seinem eigenen Wagen abholen lassen. Ein merkwürdiger Gegensatz zu den Mißhandlungen, denen die bischöfliche Würde im civilisirten Europa ausgesetzt ist.

Für Missionszwecke.

	Marf.		Marf.		Marf.
Für die dürftigsten Missionen:		Durch Mfr. Keller in Breitenau	100.—	Für den kathol. Kirchenbau in Halle:	
Von Bürgisser-Meier in Luzern	18.07	„Cor Jesu misericordia“	4.—	Von S. Kreuzburg in Bau	53.80
„Rev. J. A. Blasche in La Groffe, Wisc., durch A. Herder, St. Louis, Mo.	24.60	Für die Jesuiten-Mission am Sambesi (Südafrika):		Durch die „Stella matutina“ in Feldkirch	28.85
Durch die Agentur der literarischen Anstalt in Karlsruhe	4.—	Von Gräfin zu Stolberg	20.—	Von Mfr. Franz Laim in Conters	4.05
Aus Hohenzollern von einem Aushilfspriester	6.07	„Ungenannt, durch Stadtpfarrer Straub in Donaueschingen	150.—	„F. X. Ulrich in Baisingen	5.—
Von J. P. in Würbenthal	10.08	Für die Missionen in Afrika:		„Ungenannt, durch Stadtpfarrer Straub in Donaueschingen	4.—
„Mfr. Weinhold in Antonienhütte	16.80	Von Rev. A. J. Withopi Delphos, Rans., durch A. Herder, St. Louis, Mo.	4.10	Für den kathol. Kirchenbau in Basel:	
„E. J. Neuhaus	60.—	Vom Seminar Fuldaheim in Würzburg	23.55	Von Mfr. Franz Laim in Conters	4.05
„J. Korberr in Eßlingen	—80	Von A. M. D.	5.—	Für den Bau der Elisabethen-Kirche in Gienach:	
„P. C.	6.—	„Ungenannt, durch Stadtpfarrer Straub in Donaueschingen	50.—	Von Ungenannt, durch Stadtpfarrer Straub in Donaueschingen	7.—
„M. Käslin in Bedenried	12.—	„Mfr. Bäumer in Belmide	9.—	M. Meyer, Defan in Sossietten	7.—
Aus Dornbirn durch „Stella matutina“ in Feldkirch	126.—	Für das Vikariat Athabaska-Madenzie: Von Mehreren aus Münster	18.—	Für die Propaganda in Rom: Aus Erlingen	5.30
Von Ungenannt aus Prag	30.—	„Cor Jesu misericordia“	4.09	Für Postauf und Unterhalt von Seidenkindern:	
„A. M. S. durch A. Leitner, Benefic. in Wilbenberg	20.—	„Ungenannt: In fines orbis terrae	5.—	Von P. C.	42.—
Für die Missionen in China u. Japan:		Für die ausländische Mission:		„Carl Reid, Cooperator in Simbach	21.—
Von Vikar Beller in Freudenhorst	10.—	Von H. von J.	13.23	„P. R. Wittermüller in Metten	60.—
„Geopolbine und Sophie zu Stolberg	6.60	Aus einem Testament des Mfr. Joseph Glug in Solothurn	405.16	„M. Käslin in Bedenried	12.19
„A. M. D.	5.—	Für den Kindheit-Jesu-Verein:		Cooperator Schadenfroß in Schönan	25.—
Mfr. Bäumer in Belmide	9.—	Von W. A. Rudolph in Goch	60.—	„Cor Jesu misericordia“	4.—
Für die Capuziner-Anstalten im Orient:		„St. Joseph, Freund des göttl. Herzens Jesu, bitte für uns!“	101.—	Für Postauf und Unterhalt von Regerkindern:	
Von J. A. Limbourg, Pastor in Schwarzenholz	115.—	Von Ungenannt aus Prag	20.—	Christo eleison	100.80
Für noch lebende Missionspriester zur Verfolgung von heiligen Messen:		„P. D. in Königshofen	2.—	Pro Papa:	
Aus Strichow, D.-Schlesien	14.10			Von P. D. in Königshofen	10.—
Von H. E. Sch. bei Eßen	6.—				

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Sutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg. Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). — Redactionschluss und Ausgabe: 14. August 1884.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.